

Die Zeitungs-Welt

Nr. 16

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

Ketten.

Roman von Heinrich Keller.

(Fortsetzung)

Die Gesellschaft schritt die Treppe zum Lusthaus hinauf und stürzte sich oben eilig auf den einzigen leeren Tisch, der noch zu haben war. Alle empfanden das Bedürfnis zu sitzen. Meßi erholte sich bald wieder. Das Wendelsche Ehepaar hatte schon längst den ausgestandenen Schrecken vergessen und saß würdig und behäbig da, nur Greifeneder mußte noch an den Unfall denken und rieb verstohlen unter dem Tische einen Fuß an anderen. Er ließ aber seinen Schmerz nicht merken und machte sogar mit dem Kellner, der die Bestellung aufnahm, verschiedene gutmütige Späße, die von den anderen laut belacht wurden.

Sie saßen noch gar nicht lange. Herr Wendel war gerade im Begriff, die dritte Flasche Bier entorkeln zu lassen, da sahen sie einem Wagen, der eben vorgefahren war, ein elegantes Paar entsteigen und die Treppe heraufkommen.

„Donnerwetter, die Editant!“ rief Greifeneder, unangenehm berührt, „und mit'm Herrn Kolb. Müßen wir grad sie treffen, wenn I' in Burkersdorf wohnt!“

„Haben Sie I' net besonders gern?“ fragte Meßi neugierig.

Statt einer Antwort sah er Meßi warnend an und zog dabei die Stirne in die Höhe. Das Paar stand gerade vor ihnen und hatte sie erkannt.

Die Frau Holzmann war sehr elegant, fast auffallend gekleidet und hatte die üppig hervorstechende Fülle ihres Körpers durch straffes Anziehen des Nieders zu meistern versucht, so daß sie immerfort nach Atem rang und jeden Augenblick zu ersticken drohte. Als sie Greifeneder erblickte, wurde sie glühendrot und verlegen, auch Kolb wußte nicht recht, wie er sich benehmen sollte. Doch nun waren sie einmal gesehen worden, es war daher das Vernünftige, sich an denselben Tisch zu setzen.

Nach der ersten Begrüßung, bei der sowohl Greifeneder als auch die Ankömmlinge etwas verlegen waren und ein hüßliches Gesicht machten, stellte Greifeneder das Wendelsche Ehepaar vor, wobei Frau Wendel überaus höflich „Miß d' Hand, gnä Frau!“ sagte, Frau Holzmann hingegen sehr gemessen und kühl nickte und sich bei Meßi in leutlichem Ton danach erkundigte, ob sie schon viele Stundschaffen hätte. Herr Wendel wurde von ihr wenig beachtet, und er selbst beschäftigte sich auch nur mit seinem Bier.

„Der Edi is wegg'fahren, das wissen S', Michel,“ sagte nun Frau Holzmann zu Greifeneder gewendet, „s is möglich, daß Sie werden auch hinkommen müßen, schreibt er mir heut. Und denken S' Ihnen nur, Michel - - ich bin nach Wien herein g'fahren, die alte Ernestintant besuchen, weil I' krank is und liegt, und da treiff ich, wie ich wieder zur Bahn gehen will, auf der Mariabilferstraßen, denken S' Ihnen, den Herrn Kolb im Fiaker, und er laßt halten und steigt aus, und ich muß mit ihm in' Prater, sagt er, auf eine Stund, ich soll ihm das Verantügen machen, mein Mann wird mir dagegen haben.“

„Lächerlich!“ rief Greifeneder, ihr ins Wort fallend, „darf denn der arme Teufel überhaupt einmal was dagegen haben?“

„Sie, Michel! Wenn S' mich frozzeln wollen - ! Uebrigens, warum lassen Sie sich bei uns denn gar net anhauen?“

Kolb pfiff eine Arie aus der neuesten Operette und betrachtete Meßi mit stummer Augen.

„Ma Zeit, Tant. Ich werd schon kommen,“ tröstete Greifeneder.

„No ja, Sie haben ja was G'schweiteres zu tun!“ sagte sie mit boshaftem Lächeln.

„I ja, er hat auch was G'schweiteres zu tun,“ bemerkte Kolb, augenscheinlich froh darüber, daß er sich nun auch an der Unterhaltung beteiligen konnte, „du denken S' Ihnen nur, gnä Frau, vorige Wochen treiff ich ihn auch mit'm Kränl'n, aber auf der Bahn merkwürdig, net? Sagen S', Kränl'n, hab ich net recht?“

Er lachte selbst über seine witzige Bemerkung. Doch Meßi hatte die Worte, die an sie gerichtet waren, überhört. Etwas anderes fesselte jetzt ihre Aufmerksamkeit. Sie sah, wie eine an Nebenstisch ganz allein sitzende Dame reiferen Alters, geschminkt und mit überladener, auffallender Eleganz gekleidet, zu ihnen herüberwinkte und nickte, und wie Greifeneder, dem diese Zeichen zu gelten schienen, errötete und die Grüße erwiderte. Bald darauf kam ein Herr, beaglich die Rechnung und führte die Dame zum bereitstehenden Wagen. Auf der Treppe lehnte sich diese Dame noch einmal rasch um und winkte freundlich lächelnd zum Abschied.

Meßi erblökte. Ein Gefühl des Unwillens stieg in ihr auf. Sie ärgerte sich über diese zudringliche Person, die mit Greifeneder so vertraut getan hatte. Gewiß kannte sie ihn sehr gut. . . . Als Greifeneder sie mit begehrlichen, selbstbewußten Augen anblickte und verstohlen

unter dem Tische ihren Fuß suchte, schob sie mit einem heftigen Muck ihren Sessel zurück und machte ein finstres Gesicht, wie ein zorniges Kind.

Allen fiel ihr seltsames Benehmen auf. Die Eltern sahen sie verdutzt an, mit einem strafenden Ausdruck der Verwunderung über eine solche Unmündigkeit und Ungefehllichkeit. Frau Holzmann und Herr Kolb lächelten viel sagend und schwiegen. Nun kam es Meßi zum Bewußtsein, was sie da angerichtet hatte. Es war ihr unmaßbar, daß sie sich das ganze überhaupt hatte nahegeben lassen. . . . Was ging es denn sie an, dachte sie jetzt voll Aerger, was für Brauzimmer Greifeneder kannte? . . .

Frau Holzmann erklärte, daß sie unbedingt nach Hause fahren müße, es würde sich nicht schiden, so lange auszubleiben, wenn der Mann vereint sei. Man brach daher beiderseits auf. Mit einer Art Kengier betrachtete jetzt Meßi die schlante Gestalt Greifeneders. Seine geschmeidigen Bewegungen, voll Kraft und Eleganz, gefielen ihr. Sie mußte sich gestehen, daß es kein Wunder war, wenn er bei Frauen Glück hatte.

Er führte sie die Treppe hinunter. Ein leises Prickeln ging ihr durch die Haut, als sie die Berührung seiner warmen Hand fühlte. Errötend senkte sie den Blick vor ihm. Man verabschiedete sich von Kolb und Frau Holzmann, die auch ihren Wagen bestiegen, und nun ging's in raschem Trab die Allee hinunter.

Die Sonne war untergegangen. Dunkle Schatten lagen über den Gehölzen, ein feuchter, frischer Hauch entströmte den Wiesen. Im Zwielicht des vergehenden Tages flimmerten die Laternen wie grüne Hüpfchen im Nebel. Dieses Schweigen lag über den Auen und Wäldern, die geheimnisvolle Stille der hereinbrechenden Nacht in der Natur. Im Westen flammten rote Wölkchen über den Dämmern auf und gossen rosige Farben in den Dunstschleier, der über der Stadt lagerte. Dort an der Grenze, wo die Stadt und ihr grüner Mantel ineinander übergingen und allmählich verschmolzen, sah man die Lichter des Riesenrades aufblitzern und langsam und stetig ihre kreisende Bewegung machen. . . .

Man hatte gerade die Rotunde passiert. Nun kamen sie in das lebhafteste Abendgewühl eines Sonntags im Prater. Die Gehwege von einer unaufhörlich stutenden, lachenden und schwagenden Menschenmenge erfüllt, die Gas-

häuser bis aufs letzte Plätzchen besetzt, strahlend hell beleuchtet, von Musik und lustigem Lärm durchschwirrt, von den laut geklirrten Gesprächen der Leute, ihren ungeduldrigen Befehlen, ihren erhitzen Ausbrüchen der Unzufriedenheit, von den beschwichtigenden Bertröstungen der rasch vorbeihastenden Kellner, den einladenden Rufsen der herumwandernden Brotjongler und Käseverkäufer. Und dazu von Zeit zu Zeit die schmetternden Klänge der Militärmusik, die weit hinaushallten ins träumerische Dunkel der Nacht, sich mit denen eines Nachbarabstimmens mischten und draußen auf dem Gehweg eine dichtgedrängte Menge von Enthusiasten anlockten — das überschäumende Sonntagsleben des „Nobelpraters“, dessen an Wochentagen gemessenes, vornehmes, in so stolzes, exklusives Halbdunkel gehülltes Wesen an Sonntagen einen warmkräftigen, demokratischen Einschlag zu erhalten pflegt. . . .

In scherzhaft zärtlichem Wortgeplänkel hatten Kesi und Greifeneder über die Erlebnisse des heutigen Nachmittags gesprochen. Die tiefe Stille, die um sie geherrschte hatte, das lockende, träumende Dunkel der Nacht hatte diese völlige Selbstvergessenheit, dieses allseitige Genügen aneinander begünstigt. Nun, als sie in den lärmenden Trubel hineinkamen, packte sie beide wieder die genussfrohe Lebenslust.

„Was meinen S', Fräul'n Kesi,“ sagte Greifeneder plötzlich, „wenn wir da wo nachtmahlen täten?“ Die Eltern nickten zustimmend, und Kesi klatschte vor Vergnügen in die Hände. Die Idee gefiel ihr sehr gut. Das habe sie sich immer gewünscht, einmal im Prater zu nachtmahlen, wo es lustige Musik gebe. Sie trällerte eine Walzermelodie und wiegte den Oberkörper nach dem Takt, mit den Händen die schmiegsamen, weichen und graziösen Bewegungen dieses Tanzes andeutend.

„Sch hab a Idee!“ rief Greifeneder und schlug sich mit der Hand laut auf den Schenkel.

„Achtung!“ bemerkte Kesi übermühtig, „der Herr von Greifeneder hat a Idee — kommt das oft vor, Herr von Greifeneder?“

Der Angeredete lachte herzlich über diesen Scherz. Frau Wendel war aber sehr ungehalten. Sie nannte Kesi ein „festes Ding“, das nicht wisse, wie man mit einem ernstem, respektem Manne zu reden habe.

„No, gar so alt is der Herr Greifeneder net,“ sagte Kesi, „daß man sich vor ihm a jed's Wörtl überlegen müßt. — Wie alt sind S' denn eigentlich, Herr von Greifeneder?“

„Dreißig Jahr, Fräul'n Kesi.“

„No also, sehen S' es, Mutter!“

„'s schönste Alter,“ fand Frau Wendel, „net zu alt und net zu jung, grad recht.“

„Also, was haben S' denn eigentlich für eine Idee, Herr Greifeneder?“ fragte Kesi voll Neugier.

„Ganz einfach, wir fahren in den „Wurstelprater“ und gehen dort in ein Wirtshaus, wo a Damenkapellen spielt. Passen S' auf, meine Herrschaften, da gibts eine Sez! — Einverstanden?“

Der Vorschlag wurde mit Begeisterung aufgenommen, besonders von Kesi, die es entzückend fand, sich heute noch „ordentlich“ zu unterhalten.

Der Kutscher erhielt die Weisung, in den „Wurstelprater“ abzubiegen. Sie fuhren nun auf stillen, spärlich beleuchteten Wegen ihrem Ziele zu. Das hallende Pferdegetrappel scheuchte in enger Umschlingung wandelnde Liebespärchen aus ihrer seligen Vergessenheit. Hinter den dunklen Büschen hörte man trautes Rosen, lustiges Nicken, verstoffenes Küssen und sehnsuchttrunkenes Seufzen, das schwül und zitternd in die stille Nacht hinausklang. Fern vom Weg blinkten schon die Lichter der Schenken und Gasthäuser des „Wurstelpraters“.

Nun waren sie in der großen Allee. Hier standen die Wirtshäuser, in denen sich das wirkliche Volk belustigte, bei den derben, kräftigen Klängen von Bratsche, Jagott und Einellen aus heiseren, Biergetränkten Kehlen mitlang und voll Begeisterung klatschte, johlte, stampfte und gröhnte — das urwüchsige, harmlose Vergnügen des leichtlebigen Wiener Volkes, das am Sonntag alle Wochentagsorgen abstreift und tüchtig über die Schmirhaut, ohne dabei die Grenzen von Vernunft und Besinnung zu überschreiten.

Sie langten vor dem Gasthause an, in dem die Damenkapelle spielte. Auch hier stand eine große Menge von Zuhörern, es ging aber viel derber und ungezügelter zu als im „Nobelprater“. Greifeneder entließ den Kutscher, der ein so reichliches Trinkgeld erhielt, daß er sogar dankte. Frau Wendel fand, daß es ganz in der Ordnung sei, den Wagen nicht warten zu lassen. Junge Leute müßten sparen, bemerkte sie mit wichtiger, ernster Miene. Sie fühlte sich schon ganz als unvorsichtige Schwiegermutter, die ihre Kinder vor leichtsinnigen Streichen bewahrt. Als Greifeneder ihr recht gab, setzte sie weiter auseinander, daß man, wenn man eben seine Sachen nicht schon in der Jugend zusammenhalte, auf die alten Tage ganz gewiß nichts habe.

Die Tränen standen ihr in den Augen, und sie suchte frampfhaft an dem Ort herum, an dem sie sonst die Schürze zu finden gewohnt war, erinnerte sich aber und zog mit großer Umständlichkeit das Tuch aus einer Tasche des Unterrockes.

Als aber ihre Stimme in ein leises Seufzen und Schluchzen auszuklingen begann, tröstete Greifeneder die alte Frau in liebevoller Weise. „Na, mir net weinen, Frau Wendel,“ sagte er und klopfte ihr gutmütig auf die Schulter, „s' wird alles wieder gut werden. Wir werden's schon machen.“

Sie verstand sofort den Sinn der geheimnisvollen Worte, und das Schluchzen verstummte.

Spät nachts kamen sie mit der Stadtbahn zurück. Greifeneder hatte sie bis nach Hause begleitet und drückte beim Abschied einen heißen Kuß auf Kesis Hand und ein Silberstück in Frau Thomas' ausgestreckte Rechte.

Kesi fühlte sich sehr glücklich. Die Erinnerung an diesen angenehmen verlebten, lustigen Nachmittag erfüllte sie mit zufriedener Behagen. Voll Dankbarkeit dachte sie an Greifeneder, den lieben, guten Menschen, der so aufmerksam gegen sie gewesen war. Und ganz leise und allmählich schlich sich ihr ein sehnsüchtig weiches Gefühl ins Herz. Heiß brannte noch sein Kuß auf ihrer Hand, und ein leichter Schauer ging durch ihren Körper. Ihr war es, als ob sie noch Greifeneders Berührung fühlte, die glutholle Wärme, die von ihm ausgegangen war und ihr Blut entzündet hatte. . . . Laut hämmerten die Adern an den Schläfen, die Brust war wie zusammengedrückt. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Östern und Östereier.*

Von Robert Schweichel.

Bon der Sitte, einander am Osterfest mit gefärbten und bemalten Eiern zu beschenken, finden sich in Deutschland die frühesten nachweisbaren Spuren im 16. Jahrhundert. Es unterliegt indessen wohl kaum einem Zweifel, daß man hier einem Gebrauch begegnet, der gleich unzähligen anderen aus dem Heidentum in das Christentum übergegangen ist.

* Vorgetragen in der Gesellschaft für moderne Sprachen am 14. April 1863. Berlin.

Es war bekanntlich ein schweres Stück Arbeit, die trotzig wilden Germanen, namentlich des Nordens, zum Christentum zu bekehren, zumal sich für sie an die Annahme des Kreuzes der Verlust ihrer Unabhängigkeit knüpfte, und so war nichts gewonnen, wenn man sie, wie Paul der Große die Sachsen, mit dem Schwerte ins Wasser zur Taufe trieb. Indessen entging es der klugen Geistlichkeit nicht, daß das Leben Christi, seine Geburt, sein Tod, seine Auferstehung und sein ewiges Reich, manche Ähnlichkeiten mit dem heidnischen Naturkultus und namentlich mit Valder, dem jungen Gott des Lichtes, dessen Reich des Friedens nach germanischer Vorstellung beginnen würde, wann Loki, das böse Prinzip, sich von seinen unterirdischen Fesseln befreit, und diese schneude Welt mit Feuer verzehrt hätte. Damit war ein vortrefflicher Anknüpfungspunkt geboten, und er gestattete die scheinbare Konzeption, daß man die christlichen Feiertage so viel als tunlich mit den heidnischen Festen vereinbarte. Die Heidengötter ließen sich freilich nicht mit Stumpf und Stiel ausrotten. Man ließ ihnen also ihre göttliche Abstammung, aber man schickte sie in die Hölle — obgleich mit zweifelhaftem Erfolg, denn sie flüchteten sich in das Märchen, wo sie bis auf den heutigen Tag lustig fortleben, und sich dadurch, allem Vann und Weihwasser zum Trost, ein gutes Stück Glauben im Volke bewahren.

Die Verschmelzung der Auferstehung Christi mit dem germanischen Frühlingsteste insbesondere wurde aber noch durch den Streit in der christlichen Kirche selbst erleichtert. Im Gegensatz zu den morgenländischen Christen, welche dieses Fest stets mit dem jüdischen Passahfest zugleich feierten, bestanden nämlich die des Abendlandes darauf, es an einem Sonntage, als dem Auferstehungstage Christi zu begehen. Dieser Streit wurde auf der ersten Kirchenversammlung zu Nicäa (326) dahin entschieden, daß das Passahfest in der ganzen Christenheit an demjenigen Sonntage gefeiert werde, welcher unmittelbar auf den Frühlingsvollmond folgt. Unter dem Frühlingsvollmond wird derjenige begriffen, welcher entweder auf den 21. März, als den Anfang des christlichen Frühling, oder diesem Tage zunächst fällt. Fiele dieser Vollmond aber auf einen Sonntag, so sollte das Auferstehungsfest acht Tage später begangen werden.

Wie kommen aber die Germanen dazu, dieses Auferstehungsfest Ostern zu nennen, während alle übrigen Völker die altorientalische Bezeichnung des Passah beibehielten oder annahmen? Die Antwort ist leicht: weil es in den Ostermonat fiel. Aber welche Bewandnis hat es mit diesem Worte Ostern?

J. Grimm zitiert in seiner deutschen Mythologie den alten angelsächsischen Schriftsteller Beda, der uns die Namen zweier Göttinnen seines Volkes aufbewahrt hat. Es sind Eostra und Meda. Von diesen, erzählt er, haben zwei Monate ihre Benennung. Von der einen wird der März Mhedemonat und von Eostra der April Esturmonat bei den Angelsachsen genannt. Hierzu stimmt ein Zitat von Diepholz, wonach die Feste der Eostra bei den teutonischen Völkern in dem Passahmonat, dem April, gefeiert wurden. Bei Eginhard, dem Chronikenschreiber Karls des Großen, finden wir die Bezeichnung ostarmanoth, und die ältesten althochdeutschen Sprachdenkmäler haben für das christliche Jahr den Namen Ostarā (Ostartaga oder oostortaga, die Pluralform, weil zwei und mehr Ostertage gefeiert wurden).

Wer aber war diese Göttin Ostarā? Der fromme Kirchenvater Beda sagt es uns nicht. Daß der Name auf den Osten, also auf die Richtung des Sonnenaufgangs hinweist, scheint deutlich. J. Grimm zieht zur Erklärung von Ostarā aus der baskischen Sprache das Wort ostaro an, welches die Zeit des Blühens und Belaubens

von ostoa, Laub, Blatt, bezeichnet. Dieser Anflug mag, wie Grimm meint, nur zufällig sein; indessen beweisen vielfältige, bis auf den heutigen Tag erhaltene Gebräuche, daß in jenem Ostermonat die Ankunft des Frühlings gefeiert wurde. So wurden in Norddeutschland gegen Abend des ersten, zuweilen auch dritten Osterlages, auf Hügel und Bergen Freudenfeuer angezündet. Auch heißt es, daß in alten Zeiten die Osterkerze in der Kirche durch einen Brennspiegel oder Kristall angezündet worden sei. Im Südrussischen wird noch jetzt, wie Grimm erzählt, am Gründonnerstag und am Ostertage die Lampe an dem mit einem Stahl geschlagenen Osterfeuer angezündet. Das durch Brennspiegel oder Stahl erzeugte Feuer galt aber als Symbol des lauterer Feuers, des Elementarfeuers, als welches auch die Sonne aufgefaßt wurde. Wir mögen hier wohl an die Sonnenopfer der alten Mexikaner denken, welche gleichfalls durch einen Brennspiegel entzündet wurden. Weitere Analogien dürften in dem Kultus der alten Indier zu suchen sein.

In unverkennbarer Beziehung zu der Frühlingssonne stehen die sogenannten Osterspiele, die lange Zeit unter dem Volk im Schwange waren und von der Kirche geduldet wurden, wie ja die Prediger auch am Ostertage von der Kanzel herab, an christliche Vorstellungen anknüpfend, ein sogenanntes Ostermärchen zur Erheiterung des Volkes zu erzählen pflegten.

Als Osterspiel wurde noch später eine Art dramatischer Vorstellung bezeichnet, wobei zwölf mit langen Schwertern bewaffnete Männer auftraten, von denen einer den Fridebold oder Sommer vorstellte, der den Winter aus dem Lande schlug. In dem Norden Englands, namentlich in den abgelegenen Tälern von Northshire, wird dieses Spiel noch heute, aber um die Weihnachtszeit aufgeführt, wie Henry Dixon in seinem „Ancient poems, ballades and songs of the peasantry of England“ bemerkt. Es ist dies das bekannte Zwischenspiel und Song der Schwerttänzer, dessen Herabkunft den englischen Gelehrten noch immer so viel vergebliches Kopfschütteln kostet. In diesem Spiel hat der Pfarrer im schwarzen Rock den Winter zu spielen, der erschlagen, aber wieder lebendig gemacht wird. Unter den zwölf Männern sind die zwölf Monate des Jahres zu verstehen.

Grimm hat in seiner Mythologie eine große Zahl von Liedern niedergelegt, die bei derartigen Spielen des Winteraustreibens gesungen werden. So heißt es in einem:

„Ja, ja, ja, der Sommertag ist da,
Er kratzt dem Winter die Augen aus
Und jagt die Bauern zur Stub hinaus.“

Oder:

„Stab aus, Stab aus!
Blas' dem Winter die Augen aus.“

An die Stelle des Winters tritt auch der Tod und dann heißt es:

„Stab aus, Stab aus!
Stech' dem Tod die Augen aus.“

Die Grausamkeit, daß dem Winter oder dem Tod die Augen ausgestochen werden sollen, deutet gleichfalls auf den fernliegenden Ursprung dieser Lieder und Spiele. Dabei ist zu erwähnen, daß das Altertum das Jahr meistens nur in zwei Hälften schied, und während man im Norden nach Wintern, zählte man im Süden nach Sommern.

Solche Spiele, welche den Kampf des Sommers oder Frühlings mit dem Winter, das festliche Einholen des ersteren und des letzteren Befestigung und Austreibung darstellen, haben sich an vielen Orten bis auf den heutigen Tag erhalten. In Schweden, Dänemark, England und Niedersachsen fallen diese Spiele auf den Mai; am Rhein, in Franken, Thüringen, Meissen, Schlesien und Böhmen auf den März. Nur in den fünf letztgenannten Landschaften wird das höhere Wesen, dessen Einzug und Sieg man feiert, durch eine Puppe, überall sonst durch

lebende Personen dargestellt. Der Winter oder Tod ist dagegen eine Puppe von Stroh oder Holz, welche schließlich verbrannt oder ins Wasser geworfen wird.

Ein schöner, poetischer Ostergebrauch herrscht in Ostpreußen. Dort wecken die kleinen Kinder am Morgen des ersten Feiertages ihre Eltern mit kleinen Birkenruten, an denen sich das erste junge Laub befindet. Man nennt dies Schmaackostern, und schmaack ist wohl nichts als das verdorbene schmeck: Schmeackostern. Dieselbe Sitte herrscht in der Uckermark, wo am Ostermorgen die Kinder auf dem Lande das Recht haben, die Erwachsenen in ihren Betten zu „schläpen“. Von einem ähnlichen Brauch in Schwaben und Bayern berichtet Wolfgang Menzel in seiner „Deutschen Dichtung“. Dort haben noch heut am sogenannten Pseffertag, den 28. Dezember, alle Kinder das Recht, die Erwachsenen mit Wacholderzweigen zu schlagen. Menzel sieht darin ein Symbol der Freiheit und Gleichheit, welche nach altem Brauch in der Weihnachtszeit, wie in Rom bei den Saturnalien gefeiert wurden. Ich bin dieser Ansicht nicht, und sehe darin vielmehr eine fromme Mahnung an die Wiederkehr des Frühlings. Der Wacholder oder Machandelbaum spielt bekanntlich in unserer deutschen Märchen eine große Rolle und tritt hier, wie auch Menzel an einer anderen Stelle richtig bemerkt, da er den ganzen Winter hindurch grün, als ein Sinnbild der unvergänglichen Lebenskraft in der Natur auf. Am 28. Dezember hat aber die Sonne bereits die Winterwende gemacht und schreitet dem Wiedererwachen der Natur entgegen. Zur Osterzeit ist die Verheißung des Wacholders in Erfüllung gegangen. Davon zeugen die neubelebten Birkenreiser, mit denen die Kinder das Alter gleichsam aus dem Winterschlaf zur Freude an der verjüngten Natur erwecken und wie die Erde selbst verjüngen.

Eine andere schöne Osterstte, die gleichfalls auf heidnischen Ursprung hinweist, sind die Blumenopfer. Grimm erzählt davon: „Umweit dem hessischen Berge Meisner steht eine hohe Felsenwand, unter der sich eine Höhle öffnet, die den Namen des hohlen Steins führt. In diese Höhle tragen am zweiten Ostertage Jünglinge und Mädchen der benachbarten Dörfer Blumensträuße und schöpfen sich dann kühnendes Wasser. Ohne Blumen mitzubringen, wagt es niemand hinabzusteigen. Grundstücke einzelner hessischer Dorfschaften haben jährlich einen Strauß Maiblumen zu zinsen.“ — Dem Osterwasser wird eine besondere Kraft zugeschrieben. Wasser, welches in der Osternacht schweigend aus dem Fluß, und zwar gegen den Strom geschöpft wird, hat eine besondere Kraft, zu heilen und zu verschönen.

Alle diese Spiele und Gebräuche deuten darauf hin, daß Ostara eine gütige, freundliche, heilbringende Gottheit gewesen sein muß, und ich stehe nicht an, in ihr die deutsche Persephone zu begrüßen, die Personifikation der wiedererwachten Natur und Vegetation, die uns von Osten her strahlend entgegentritt.

In dieser holden Gestalt der Persephone begegnen wir Ostara in den deutschen Frühlingsmärchen wieder. Immer ist es hier eine Jungfrau, oft eine Königs Tochter, welche von Drachen, Niesen oder Räufern geraubt und in Höhlen gefangen gehalten wird, bis sie entweder ein kühner Ritter befreit, den sie dann heiratet, oder es ihr gelingt, durch eigene List zu entkommen. Auch Persephone kehrte auf goldenem Sonnenwagen, von Hermes geführt, aus dem unterirdischen Reiche des Hades zu ihrer Mutter Demeter zurück.

Der ursprüngliche Sinn dieser Märchen kann wohl nicht anders als die Befreiung der im Winter gefangenen Natur aufgefaßt werden. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß die jugendlich geschäftige Phantasie des Volkes dieses

Motiv bald auch auf analoge Verhältnisse, wie Genesung von schwerer Krankheit, Auferstehung vom Tode usw. angewandt und daraus dem Frühlingsmythus ähnliche Märchen spann.

Eine eigentümliche Sage dieser Art geht in Königsberg, die hier eine Stelle finden mag, da sie meines Wissens noch nicht aufgezeichnet worden ist. Umweit Königsberg liegt am Ufer des Pregel das Dorf Arnau. Die Kirche dieses Ortes schmückt als Fahne das Bild einer spinrenden Frau. Man erzählt man, daß in alten Zeiten, als die ganze Gegend noch wüster Wald war, ein schönes Mädchen sich dort verirrt. Räuber fanden sie und schleppten sie gewaltsam in ihre Höhle. Da waren unermessliche Schätze aufgehäuft. Der Räuber aber waren sieben und das Mädchen mußte Magddienste bei ihnen verrichten. Endlich gelang es ihr, zu entfliehen, und sie tat ein Gelübde, daß sie der heiligen Jungfrau eine Kirche bauen wollte, wenn sie glücklich aus dem Walde heraus nach Königsberg zurückkäme. Um aber zugleich die Räuber dem Arm der Gerechtigkeit überantworten zu können, hatte sie Erbsen zu sich gesteckt, die streute sie auf ihrer Flucht aus. Vermöge dieser Erbsenspur gelang es denn auch, die Höhle wieder aufzufinden. Die Räuber wurden ungebracht und mit den vorgefundenen Schätzen die Stiftung gemacht, daß alle Tage um 11 Uhr vormittags und um 9 Uhr abends von dem Schloßthurm der Stadt ein geistliches Lied geblasen würde, teils als Dank für die glückliche Ueberwindung der Räuber, teils auch, um denjenigen, die etwa durch den Wald reisten, ein Zeichen zu geben, daß sie sich nicht verirren. Das Mädchen aber war arm. Um ihr Gelübde zu erfüllen, spann sie früh und spät, und es ruhete ein Segen auf ihrer Arbeit, daß sie der Jungfrau Maria die Kirche erbauen konnte, welche an der Stelle errichtet wurde, wo früher die Räuberhöhle gewesen war.

Trotz der Jungfrau Maria ist der heidnische Ursprung dieser Sage nicht zu verkennen. Wir erblicken in dem jungen Mädchen, die während der sieben Wintermonate unter der Erde gefangen gehaltene Vegetationskraft, als deren Symbol hier, wie in so vielen Märchen, die Erbsen gilt, welche von allen Saaten im Frühlings zuerst grünt. Ein eigentümlicher Zug, der sich sonst nirgends in dem Frühlingsmythus findet, ist das Spinnen; er gehört den Wintermärchen an. Er deutet auf die Göttin Persephone, Persephone, Bertha, die gute aber strenge Mutter der Natur, welche der weiblichen Arbeit, besonders dem Spinnen, vorsteht, weil sie selbst die Spinnerin der Lebensfäden ist und den Teppich der Natur webt. Ob man es bei der Choralmusik, welche noch immer zweimal des Tages von dem Königsberger Schloßthurm herab die Ohren der Hörer zerriß, mit einem Anklang an die alte Sitte des Anblasens des Frühlings zu tun hat, und dieser Zug darum in die Sage aufgenommen worden ist, mag dahin gestellt bleiben.

Ich weiß nicht zu sagen, ob je in Königsberg die Sitte geherrscht, die wir noch im Mittelalter in vielen deutschen Städten finden, die Sitte nämlich, die Ankunft des ersten Storchs oder der ersten Schwalbe, die von jeher als Frühlingsboten galten, von den Türmen herab mit Musik zu begrüßen. Von dem Frühlingsboten Storch aber erzählt man den Kindern in Norddeutschland, daß er die Ostereier bringe. In bezug auf die Schwalbe bemerkt Goethe im 33. Band seiner sämtlichen Werke, wo er von nationaler Dichtkunst spricht, daß es in seiner Kindheit zu Frankfurt unter anderem Sitte gewesen, dem im Frühlings Schwalben Verkündenden Pfennige, Buttersemmeln und gemalte Eier zu reichen. In Schwaben heißt es nach Meier (Schwäbische Sagen), die Ostereier bringe der Osterhase. Dasselbe berichtet Schwarz in seinem „Ursprung der Mythologie“ vom sächsischen Erzgebirge.

konten) in Fortfall. Damit aber wurde die herabgreifende risselhafte Oberlippe plötzlich ganz frei in der Längsline nach unten, sie konnte sich ohne Varrriere nunmehr so weit recken, wie sie wollte. Dieses noch weitere Strecken bekam aber selber alsbald seinen Zweck. Die Verankerung der immer kolossaleren oberen Gebelhauer im Kopf machte nämlich ein kompakteres Zusammendrängen da oben wünschenswert, der schwere Kopf schloß sich enger an den Nacken mit verkürztem und verfleisstem Hals. Das erschwerte aber das Langen nach Zweigen oben, das Zugreifen bei der Mäumarbeit des Wegbrechens im Urwalde unten. Die ohnehin schon verlängerte und nun nach unten ganz freie Oberlippe bot da den trefflichsten Ersatz. Als wahrer Greifkrüffel packte sie hoch nach oben und berührte unten die Erde, ohne daß der Kopf sich selber zu regen brauchte. Das ist das Geheimnis des Elefantenrüssels. Er war in der Anlage da, ehe die oberen Hauer die ganze Holzarbeit an sich rissen. Als sie das aber taten und die unteren Gebel schwanden, stellte der Rüssel sich auf einen neuen Zweck ein, mit dem jetzt alles harmonisch ineinandergriff: er ersetzte dem Holzfäller, dem seine schwere Art die Schulter krampfte, den beweglich dehnbaren, geschmeidigen Hals. —



Der Pentateuch im Lichte der Kritik.

Von I. Stern.

(Schluß.)

Erst nach der Rückkehr aus dem Exil wurde der Judenstaat eine Theokratie, ein Priesterstaat, mit einer kanonischen Literatur, eben dem Pentateuch und den anderen Büchern, deren Material nach und nach teils neu verfaßt, teils bearbeitet wurde, und welche dem Pentateuch angeschlossen wurden. Das letzte Buch dieser als „Kanon“ bezeichneten Sammlung wurde höchst wahrscheinlich erst 130 geschrieben, es ist das Buch „Esther“, das die Entstehung des noch jetzt von den Juden im Frühjahr gefeierten Purimfestes auf eine von Unwahrscheinlichkeiten wimmelnde Begebenheit in Persien zurückführt. Zweifellos aber war Purim ein altperisches Frühlingsfest und die Erzählung des Buches reine Fabel, oder wie ich aus der unerkennbaren dramatischen Komposition vermute, ein in erzählender Form niedergeschriebenes Volksschauspiel, das bei den Juden an dem Fest aufgeführt ward.

Auf die einzelnen literarischen Schichten und Bestandteile, die im Pentateuch und anderen biblischen Büchern einander vielfach durchschlingen und mit ihren vielen Uebearbeitungen von der Kritik mit stupendem Scharfsinn ermittelt und ausgeschieden wurden, sei hier nicht eingegangen. Von allgemeinem Interesse ist jedoch die wesentliche Verschiedenheit der priesterlichen und der prophetischen Gesinnung, eine Verschiedenheit, die oft als schärfste Gegensätzlichkeit sich ausprägt und in kräftiger Polemik sich äußert. Dieser Dualismus allein schon ist dazu angetan, den Glauben an den einheitlichen Geist dieser Literatur gründlich zu zerstören. In die Tiefe dieses Gegensatzes einzudringen, ist aber auch der akademischen Kritik nicht vollständig geglückt. Das eigentliche Wesen der sogenannten Prophetie enthüllt sich erst im Lichte unserer ökonomisch-materialistischen Geschichtstheorie. Daß Propheten, Psalmisten und Dichter der Bibel sehr geringschätzig denken von aller muckerischen Frömmigkeit, von allem Kultus der Neußerlichkeit, modern ausgedrückt Kirchlichkeit, von Tempeldienst und Opfern, religiösen Festen, Beten, Bußübungen, Kasteiungen und anderen Bräuchen — und das im offenen Gegensatz zu vielen Stellen, welche diese Art der Gottesverehrung eingehend regeln und dessen Vernachlässigung rügen und mit Strafen

bedrohen — kann nur theologische Sophistik in Abrede ziehen. Nicht nur legt die Prophetie überall den größten Nachdruck auf Enthaltung von aller Gewalttätigkeit und Unterdrückung, auf Rechtschaffenheit, Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Wohltun, Fürsorge für alle Notleidenden, und betont in zahlreichen prächtigen Reden, geistvollen Parabeln und Sprüchen, daß die Neußerlichkeitsfrömmerei bei moralischer und sozialer Schlechtigkeit. Jahve ein Greuel ist — sie stellt sogar ausdrücklich in Abrede, daß Jahve jemals den Opferdienst verlangt hat, worüber doch in den mittleren Büchern des Pentateuch ausführliche Vorschriften als Gebote Jahves enthalten sind! „Ich habe Euren Vätern, da ich sie aus Aegypten geführt, nichts gesagt noch geboten von Brandopfern und anderen Opfern“, heißt es im großen Prophetenbuche des Jeremia 7, 22.

Die kritische Bibelwissenschaft hat das wohl erkannt, und nicht minder würdigt sie die Propheten als Sachwalter der Unterdrückten. Es war für die unteren Stände in hohem Grade wichtig, schreibt Th. Nöldeke, daß diese begeisterten Männer sich ihrer annahmen. Die gewaltigsten Strafreden der großen Propheten sind an die Vornehmen und Mächtigen gerichtet, welche das arme Volk mißhandeln und ausfaugen. Und ferner: das Prophetentum bildet in der israelitischen Religion die fortbildende Kraft gegenüber dem zur Starrheit und Neußerlichkeit geneigten Priestertum und Gesehwesen.

Nicht erkannt hat aber die kritische Wissenschaft, daß die Prophetie selbst aus einer Klassenbewegung hervorgegangen und deren Mundstück und Sprachrohr gewesen ist; und noch weniger, daß der Schwerpunkt des von der Prophetie vertretenen Monotheismus oder Jahvismus nicht in dessen theo- oder mythologischen, sondern in seinem sozialen Gegensatz zur Götzendienerei lag. Nur deshalb eiferten diese Volkstribunen so leidenschaftlich gegen den Baaldienst und für die Verehrung Jahves, weil ihnen Jahve als der mythologische Patron der Volksklasse galt, dessen Kultus daher in einer den Volksinteressen entsprechenden inneren und äußeren Politik und in einem sozialethischen Verhalten bestünde.

Eine revolutionäre Volksbewegung im ideologischen Kostüm einer religiösen Reform war die Prophetie, ebenso wie die Reformation und verschiedene Sektenbewegungen des siebzehnten Jahrhunderts, und die Propheten waren die Wortführer derselben, hinter denen eine Volksmasse stand. Denn daß die Massen im Israelitenvolk jenes Zeitalters politisch nicht so unmündig waren, daß ihnen das nicht zugetraut werden könnte, kann aus der Teilung des Reichs gefolgert werden, die nach der leider allzu spärlichen Angabe der Geschichtsschreiber eine Folge des unerträglichen Steuerdrucks war. Ja schon aus Davids Zeiten (1055—1015) werden mehrere revolutionäre Erhebungen berichtet.

Gerechtigkeit und Menschlichkeit, ein Staatswesen mit sozialen Einrichtungen, Gesetzen und Pflichten, welche der Verarmung eines Teils der Bevölkerung vorbeugen, resp. der Not Verarmter nach Kräften steuern — dazu die Ueberzeugung, daß ein solches Staatswesen aufblüht und erstarkt und selbst übermächtigen Feinden überlegen ist — das ist der eigentliche Zeitgedanke, das Hauptdogma, wenn man lieber will, der Prophetie, die man (im weiteren Sinne) als eine antike sozialistische Bewegung unter mythologisch-religiöser Flagge wohl bezeichnen darf.

Damit stand sie in schroffster Gegnerschaft zum Priestertum der älteren Periode. Die Priester waren die Affilierten, der Anhang der herrschenden Klassen, der Vornehmen und Reichen, deren üppige Feste und Opfer — um so üppiger bei der Vielgötterei und den lokal nicht beschränkten Kultusstätten — ihnen reiche Einkünfte sicherten. Sie wickelten die gleiche

Rolle wie in der Gegenwart die höhere Bürokratie und viele gut dotierte Intellektuelle.

Einen anderen Charakter hatte aber das spätere Priestertum, dessen literarische Niederschläge einen wesentlichen Teil des Pentateuch und anderer biblischen Bücher ausmachen. Dieses spätere Priestertum leitete zunächst nur eine Reaktion gegen den Prophetismus auf jahvistisch-monotheistischer Grundlage ein, in dem es den Kultus der Neußerlichkeit in den Jahvismus mehr und mehr einschmuggelte und mit den Ideen der Prophetie zu verschmelzen verstand, nötigenfalls durch Retouchierung und Fälschung ihrer Schriften. Schon das Deuteronomium kennzeichnet sich als eine solche Mischung beider Elemente, oder wie die Gelehrten der kritischen Wissenschaft sagen, als Kompromiß. Solche rüdläufige Bewegungen nach starken radikalen Anläufen, die schließlich in Halbheiten auslaufen, zeigt ja die Geschichte häufig, nicht bloß auf dem Gebiet der Religion.

Noch weit stärker entwickelte sich die priesterliche Richtung in Babylon, und auch da im Zusammenhang mit den wohlhabenden Juden daselbst. Daß viele Juden in Babylon wohlhabend und reich wurden und zum großen Teil gar nichts von der Rückkehr aus dem Exil nach Palästina wissen wollten, ist namentlich aus den Büchern Ezra und Nehemia zu ersehen. Vermutlich deshalb hat auch der zweite Jesaja (vom 40. Kapitel an) die Zukunft Palästina in so verlockend hyperbolischen und glänzenden Farben ausgemalt, die alle Utopien alter und neuerer Zeit in den Schatten stellen.

In Babylon und dann später in Palästina selbst hat die priesterlich-kultische Richtung die prophetisch-soziale wieder reichlich überwuchert mit allerlei „paganistischen Elementen“ (Cornill) wie: Beschneidung, Speisegebote, Reinheitsvorschriften, Opfer mit einem genau geregelten, gewissermaßen magisch wirkenden Ritus, einen Festkalender usw. Es war ein Mißfall in die vorprophetische Richtung, welche die Prophetie theoretisch überwunden hatte, ein Mißfall, wenigstens im Prinzip, das nun neuen veränderten Umständen angepaßte Formen hervortrieb, Formen, welche später im Pharisäismus aufs üppigste ins Kraut geschossen sind.

So kennzeichnet sich der Pentateuch als eine äußerst bunte Musterkarte literarischer Erzeugnisse, die nicht allein nach Ort und Zeit ihrer Entstehung weit auseinanderliegen, sondern auch nichts weniger als einheitlichen Geist atmen; als ein Gewebe, worin namentlich die volkstümlich soziale Gesetzgebung und Pragmatik — und die Klassenreligion wie Zettel und Einschuß durcheinanderlaufen, wie es kein anderes Werk der Weltliteratur aufweist. Kaum ein anderes großes Werk aus dem Altertum wimmelt auch so stark von Fehlern und Textverderbnissen wie der Pentateuch und andere — in hebräischer, zum kleinen Teil in chaldäischer Sprache abgefaßten — Bücher des sogenannten „Alten Testaments“. Enthält doch schon der erste Vers einen Hauptschnitzer, der verdeutsch laut mützte: „Im Anfang schuf Gott das Wasser und die Erde“ (nicht den Himmel), wie Professor Dodel Port in seiner Schrift „Moses oder Darwin“ (Stuttgart, Dietz) in meinem Namen angeführt und begründet hat. (Wobei ich berichtigen möchte, daß nicht ich der FINDER dieser Korrektur bin, sondern ein russisch-jüdischer Gelehrter Schor in einer wenig verbreiteten Schrift, der ich sie entnahm.)

Gleichwohl gehört der Pentateuch zu den wertvollsten Werken der Weltliteratur, nach seinem gedanklichen, erzählenden wie poetischen Gehalt. Und dieser Wert wird dadurch keineswegs vermindert, vielmehr beträchtlich erhöht wenn er im Lichte der kritischen Forschung sich präsentiert, worin erst das Gold der Ideen und Schönheiten schlackenrein, im Vollglanz erstrahlen kann.

Die verfluchte Stelle.

Erzählung von Ilse Frapan.

(Fortsetzung.)

Tigran mochte gleich jetzt schlafen. Todmüde ist er von all dem Neuen, Schrecklichen, vor allem von dem brillenden Lärm, der die ganze Luft anfüllt, wie der Schmutz und der Gestank. Aber Ambarzum läßt ihn nicht, er schiebt ihn hinaus durch die Klische.

Die Klische ist eben solch ein Holzschuppen wie die Schlafbaracke, nur enger. Ein Herd ist dort im dicken Petroleumdunst, schwarze Gestalten, die ab und zu laufen; er sieht, daß sie sprechen, aber er hört kein Wort: ist er auch schon taub geworden wie Simon? Oder ist's nur das Brüllen der Maschinen, der Rufen und Gähnen, das die Worte übertäubt?

Tigran möchte trinken, der Schweiß steht ihm auf der Stirn, aber wie verbrannt fährt sein Mund zurück. Der Trank ist zu widerlich, so ähnlich der Luft, die hier rundum ist. Er verdurstet und kann doch nicht trinken.

Ist das eine Klische, dieses schmutzige Loch mit der zischenden Herdplatte, unter der die lachende, ruhende Naphthalinlampe brennt? Vor Tigran steht die trauliche, kaminiartige Feuerstätte aus seiner Mutter's Haus mit den bunten selbstgewobenen Topfhebern, die auf der Bambusstange hängen, mit dem mannshohen zornernen Mehlsack an der Seite, auf dem in der hölzernen Mulde, unerreichbar für die nachhaftenden Kinder, das duftende, frisch gebackene Brot liegt. An dem Kamin mit dem Dreifuß, an dem die lustigen Flammen spielen, hängt die buntfarbige Hirtentäschle mit Salz. An der Klische über dem Dreifuß steht das könerne Naphthalinlämpchen und qualmt in den Herbstabend hinaus. Ach, aber die Naphtha von Asai, die der Händler auf dem Kameel bringt, zusammen mit Salz und Petroleum — die hat ihm nie gewidert!

Lustig war's, wenn der Kamelführer kam mit dem gepackten Tier, und wenn durchs Dorf eine schreiende Stimme schallt: „Heh, Ihr Salzläufer! Heh, Ihr Naphthalinläufer! Heh, Ihr Petroleumläufer!“

Was da alles herbeigelaufen kommt mit Gefäßen und Geräten, und unter Lachen und Scherzen und Gesähe und Verwünschungen der Handel anhebt. Der Leder Schlauch wird geöffnet, und die Naphtha kommt zäh und dunkel herausgeflossen in den zweihenkligen Tonkrug, und der Händler nimmt dafür Korn und Hafer als Zahlung.

Tigran erwacht. Fort, ihr Heimatbilder; er ist wieder in Balachani. Wieder ist er draußen unter dem verunstalteten, zerschnittenen Himmel, auf der wüsten, zerschnittenen Erde.

Ambarzum führt ihn auf die Arbeitsstätte. Wie ein Wald ohne Nester steht sie vor ihnen, ein taflicher Wald von gelben Brettertürmen, hoch und lustig, mit schrägen Wänden, mit weiten dunklen Türhöhlen, aus denen verstärktes Gebälge, das Klirren von Eisen auf Eisen, freischend des Wimmern und das Schnaufen von Riesen dringt. Auch zornige, taktmäßig rufende Menschenstimmen.

Unsäglich schmutzig ist's in der Umgebung der Bohrtürme; haushoch liegt die ausgeworfene Erde zwischen den glitzernden Lachen. Viele der schwarzen Gefellen blicken flüchtig auf, wenn Tigran sich an ihnen vorüberdrückt, seine Kleider und noch nicht vom Naphtha durchdrungen, tragen noch die ursprüngliche gelbgraue Farbe des Hanfleinens, verraten noch den Neuling. Vorwärts durch Schlamm und Mol.

In einen der Bohrtürme, aus dem besonders starker Lärm dringt, hat sich Ambarzum gedrängt und Tigran mitgezogen. Furchtsam bleibt er am Eingang stehen, bereit, zu fliehen, während sein Gefährte auf einen Mann zugeworfen ist, der hohe Stiefel trägt; die Hosen sind

hineingesteckt und dazu hat er noch einen Rock über dem Hemde. Der Mann hat einen breiten Bart und kleine funkelnde Augen.

Nun schreit er etwas. Er schreit dem Tigran zu, daß er herankommen solle, Tigran versteht es wohl, obgleich nur aus seinen Bewegungen, denn der Lärm ist zu groß, er verschlingt die Stimmen.

Tigran tritt näher, und der Mann in den Stiefeln wendet seine kleinen, funkelnden Augen auf ihn, und die kleinen, funkelnden Augen wandern an ihm auf und nieder, Ambarzum faßt sogar Tigran bei der Hand und dreht ihn um: „Se, ein fester Vursch?“

Wie wenn ein Bauer ein Stalb kauft, so umflert der Bohrmeister den neuen Mann. Eine Handbewegung, eine herablassende, stolze Augenbewegung! Krene Dich, Tigran!

Komm denn heran, Du geschickter junger Hirte, Williger, Jäger, hier gilt es eine andere Arbeit, in der Du ungeschickt, nutzlosmäßig, mühselig Deine ersten Griffe tun sollst. Wenn Du nur fest zugreiffst, nur zäh und ausdauernd Deine Eisengabel hältst, dann bist Du zu gebrauchen. Der Köpfe bedarf's hier nicht, nur Muskeln will diese Arbeit, kraftstrobende junge Glieder.

Mit aufgerissenen Munde starrt Tigran. Mitten in dem Bohrturm ist eine bretterne Plattform, ganz besetzt mit schwarzen Gestalten. Der schreiende Bohrmeister mit den stolz funkelnden Augen unter ihnen.

Die Plattform deckt einen Schacht; ihre Planen schützen und Inarren unter den vielen Tritten. Und über den schwarzen Leuten hängt, gerade über ihren Köpfen, eine schwarze, schwere, eiserne Keule, oder ist's eine riesige Art mit scharfer, abwärts gelehrter Schneide?

An einer klirrenden Kette hängt das Ungeheuer, dessen eburner Stiel von den Männern, die oberhalb auf schmalen Leitern und Gerüsten hocken, mit eisernen Haken gehalten, mit wuchtigen Eisengabeln in gerader Richtung abwärts gelenkt wird.

Auch Tigran wird solch ein Werkzeug bekommen, und dann wird sein Lagerwerk darin bestehen, mit diesem Gerät in den Händen auf das Eisengestänge zu stieren und es im richtigen Augenblick auch seinerseits anzupacken, zu schieben und gerade hinunter zu leiten, alles, was in das Loch inmitten der Plattform hinab soll: Schlagschneisen und Röhrenstücke, immer tiefer hinab in den Schacht, in die Naphthaquelle.

Gehemnisvoll kocht und gärt es in der Tiefe; oben klappert und kreischt die Kette, die bis in den Gipfel des Bohrturmes reicht, denn das Rad, über das sie läuft, steckt dort oben, halb unsichtbar, zwischen den Deckbalken.

Welche Macht ist es, die das zentnerschwere Schlagschneisen bewegt, auf und ab? Denn Ambarzum hat dem Tigran schon erzählt, daß es ein ewiges Auf- und Abwinden ist, hinab in das Loch, um die Stangen und Röhren tiefer zu stoßen, bis sie in die Naphtha tauchen, ungeschoren. Nur der Spiegel des Bohrmeisters leuchtet in die Tiefe.

Unmerklich fast rückt das schwere Gerät empor, oft dauert es länger als einen Tag, bis es droben ist, um dann wieder herab zu fallen. Welche Macht kann solch ein Werkzeug heben? Was bedeutet das Schnaufen und Brüllen und Schüttern dort drüben im Aufbau des Bohrturmes?

Dort steht der Kessel, jagt Ambarzum. Tigran versteht ihn nicht. Ein Kessel? Wozu denn? Welche Speise kocht man dort? Es ist wohl nicht (Blow*), was dort im Kessel gekocht

* Reis mit Sammelfleisch oder Geflügel.

wird! Aber schon ist für Tigran die Zeit gekommen, eine Gabel in die Hände zu nehmen und seinen Platz auszufüllen.

Aufgepaßt, Tigran! Von jetzt an bist Du nur noch ein Teil des Maschinenwerks, von jetzt an bist Du nur noch eine Gabel, und was kümmerst es die Gabel, was sie vernichtet! Nur festhalten soll sie.

Die Dampfmaschine im Aufbau des Bohrturmes ächzt wie ein schweratmender, lastenbeschwerter Mensch, pf — — pf — — pf — — in laugen Zwischenräumen. Sie zieht wie ein Pferd, mit fünfzehnfacher Pferdekraft und pufst dazu pf — — pf — — pf — —

Und dann plötzlich, wenn die Stange von der Stelle abgelöst, in das Loch im Boden hinabgleitet, wird die Maschine lustig, übermütig; leichtfüßig pafst sie in aller Eile: pf — pf — pf — !

Warte du, so leicht machst du dir das Leben? Komm, nimm dein Teil. Her mit dem Haken, leichtfertig pendelnde wette du, daß wir auf's neue dir das Schlagzeiten an die Glieder hämmern. Jetzt probiere, wie das tut.

Und Kling kräft in Haken, und das Schlagzeiten senkt sich, senkt sich, wühlt sich ein, um langsam wieder gehoben zu werden; langsam und mühsam geht es von neuem: pf — pf — pf —

Au das Bohrloch dringt das Eisen, und

Erde, Sand, ähnden Schlamm, salziges Wasser mit Naphtha untermischt, speit das Loch aus. Und all das fließt über die Köpfe der Arbeiter, die sich nicht vom Plabe rühren, nicht ausweichen dürfen, all das Fett, das Pech, das reizende Wasser. Ist die Tagsschicht fertig, dann greift man wohl nach dem Haufen von Hanffasern im Eck, taucht einen Wausch in ein Naphtha-gesäß, reinigt damit oberflächlich die Hände und wäscht mit Petroleum nach.

Tigran sieht es mit Grauen. Bald schon zwingt ihn die Not, nachzumachen, was er sieht. Oh ein paar Tage vergehen, starrt sein breites Hemd, die unförmlichen Hosen starren ebenso von Fett und Schmiere, wie die der übrigen Arbeiter. Steif sind sie vom Harz und Pech, überklebt mit Schichten von Sand und Staub, schwer und ungelent, wasserdicht und luftdicht.

Und nun geht es tagaus, tagein auf die gleiche, einförmige, quälend schwere Weise. Fröhlich an die Arbeit, die lebensgefährliche, bedrohliche, aber die Bedrohung, die Lebensgefahr, von der plumpen Art des Schlagschneisens zerschmettert zu werden, wenn sie herunterstürzen oder nur aus der Richtung kommen sollte, wird Gewohnheit und regt nicht mehr auf.

Kommt der Sonntag, dann zieht Tigran seine Dorfkleider an, sitzt mit den Gefährten zusammen und singt, die Wade in die Hand gestützt, klagend vor sich hin:

Süß ist die süße Quelle von Asai,
Salzig das salzige Wasser von Balachani,
Süß sind die Gedanken an meine Heimat Asai,
Aber bitter quält mich das Heimweh in Balachani!

Und die anderen fallen ein; wie eine endlose Klage schallt es um die Baracken:

Aber bitter quält mich das Heimweh in Balachani.

Ein Trupp unkenntlich schmutziger Sübner trippelt gackernd um sie her, ein unkenntlich schmutziger Sperling bewegt sich auf dem Bretterdach. Tigran sieht die Vögel, er ändert die Weise; nun singt er in demselben lauten Klage-ton:

Weiß ist der Falke vom Berge geflogen,
Sein Gefieder ward schwarz, sein Auge ward trübe.

Kommt er zurück in sein Nest geflogen,
Niemand empfängt ihn mit Blicken der Liebe.

(Fortsetzung folgt.)



Land und Leute.



Das Meer. Groß und frei ist das Meer. Es haben und gewaltig. Aber es ist auch launisch und tyrannisch zuzeiten, tödlich und böseartig. Manche sagen: das Meer ist eintönig, langweilig. Aber das ist nicht wahr. Das Meer ist wie ein Mensch. Wie die weissen Menschen: es gleicht sich immer und gleicht sich nie. Es kann heiter und friedlich, es kann wild und jähgorig sein. Heute behut es sich behaglich in sonniger Ruhe und morgen schlägt es mit den Fäusten drein. Es kann singen: lieblich und beruhigend am Abend. Es schläft sich gut ein bei seiner monotonen Melodie. Aber es kann auch brüllen in der Nacht, daß die Menschen erschreckt aus den Betten aufstehen und das zweite Einschlafen vergessen.

Das Meer ist schön, ist immer schön, weil es groß ist und uns in allen seinen Klüffern einen Hauch dieser Größe vermittelt. Auch in seiner Ruhe. Es ist schön, wenn die Kiefern im Dünenwalde ihre gelben Frühlingstriebe aufknospen lassen, wenn der Strandhafer grün wird und auf den Sandwällen der Dünen und Deiche die ersten kümmerlichen Blütenknospen sich öffnen. Die Luft ist klar und nur von einem mäßigen Winde bewegt. Der Himmel erstirbt in der jungfräulichen Bläue des Frühlings, und die Sonne wandelt wie ein ungetrübtes Feuer an der reinen Wölbung dort oben. Hellgrün, in einer leichtwogenden Spiegelfläche dehnt sich dann das Meer, unser nordisches Meer, vor uns in die Weite und berührt sich im Auge mit dem Horizont. Zu unseren Füßen am Strande rollen die kleinen Wellen wie spielend heran. Der Tag ist so hell, und es wandert sich gut auf dem feuchten Sande. Der Abend bringt den Nebel und verstärkt den Wind. Dann werden die Wellen zudringlicher, und die grünen Wogenrücken auf der ungleichen Wasserfläche erhöhen sich. Die Farbe der See geht ins Dunkelgrüne über. Wasser und Horizont scheinen sich zu verbinden und der ferne Himmel immer näher heranzurücken. Bis der Nebel das Meer einhüllt und man nur noch eine graue, wogende Masse vor sich sieht.

Das Meer ist schön, wenn die Julhitze über dem glatten, lautlosen Spiegel flimmert; wenn das Hellgrün des Wassers ins Goldige hinüberspielt und die Tiefe immer klarer und durchsichtiger wird. So durchsichtig, daß die weissen Muscheln vom Grunde heraufschimmern. So klar, daß man fast über dem gelblichen Grunde die breiten, grauen Quallen dahinschießen sieht. Ganz unbeweglich kann an solchen Tagen das Meer sein. So ruhig, daß es kaum eine Handbreit an den Uferändern schwankt und dem

heißigen Leben an Bord. Und doch sind sie dort Tag und Nacht in Bewegung, legen die Webe aus und ziehen sie, gefüllt mit zappelndem, silberglänzendem Inhalt, wieder ein. Kleine, winzige Maderboote gleiten sicher über ungeheuerer Tiefen. Das Meer ist ja still und gutmütig in so einer Sommernacht, ist schläfrig und friedlich. Die Luft geht lau und doch frisch, erquickend und energiereizend. Und auch das Auge hat seine Freude.

Noch mehr gibt der Herbst dem Blick. Die farbigen Luftstimmungen sind ja keine Eigentümlichkeit



Vom Markt helmkehrende Albaner.

des Meeres. Aber wo die Moore der Flachküste und die See sich nähern, zeigen sie sich in besonderer Schönheit und gewaltiger Mächtigkeit. Der Blick hat hier ein Feld in ungeheurer Ausdehnung. Wie die Wolken über den Himmel, so ziehen die Schatten über den Meeresspiegel. Oft lagern sie in breiten Strichen, in der verschiedenartigsten Färbung nebeneinander. Die Fingergelbe bilden sich am Himmel, Meilenlange Schlangen, mächtige Wale und ungeheurer Adler. Figuren und Gestalten aus allen Reichen der Natur. Verschwommen spiegeln sie sich im Wasser wieder. Am Abend glühen rauchende Vulkane am westlichen Horizont auf, Krater öffnen sich und wie feurige Lava strömt es auf das Meer, auf die weite, wogende Flut. Auf Minuten zuweilen nur. Denn leicht vergänglich sind die Bilder des Herbstes. Die Dämmerung kommt über das Meer. Der Nebel steigt. Ein schwerer, dicktropfiger Nebel; er näht wie Regen. Oft lagert er tagelang über dem Wasser und der Küste. Dann dröhnen von der Leuchtturmstation die dumpfen Schläge der Nebelfanone, um die Schiffer zu warnen, die da im Nebel umherirren. Zuweilen zerreißt ihn ein Windstoß, flammt auf und strahlt hell in den jüsteren Abend, in die sternalose Nacht. Es wirft einen zitternden Streifen auf die finstere See, die nun schwarz wie Tinte ist. Der Sturm bläst heftiger. Und plötzlich steigt es weiß am Horizont auf und kommt näher und immer näher. Ueber die schwarze, wildwogende Masse stürzt es heran wie ein Heer von weissen Pferden. Es heult und braust und zischt und gurgelt; es schlägt auf den Strand mit hellen, flodigen Schaumkämmen und drängt höher und höher hinauf; es legt an die Dünen und reinigt den Strand mit gewaltiger Wucht. Der lose Dünen sand macht sich auf, und große Staubwolken fegen die Küste entlang.

Im Winter kommt so zuweilen der Schnee. Dann scheinen die Wolken zu brechen; es wirbelt vom Wasser in ungeheureren Massen herein, deckt die Küste mit einer dicken, weichen Schicht und hüllt die Fischerdörfer ein. Der Orkan braust um die Giebel, heult im Schornstein, pfeift durch alle Ritzen, nimmt mit, was nicht sehr fest ist. Die Dünen ziehen sich wie kleine Schneegebirge am Meere entlang, bis die Sonne kommt und ein stiller Wintertag. Dann prangt die weiße Schönheit noch einmal und vergeht. Das Meer aber plätschert seine leisen Melodien, als sei nichts geschehen. Es ruht aus — bis zum nächsten Sturm.

Albanien ist seit Jahrzehnten das Schmerzenskind der Türkei. Die angeblichen Unruhen in dieser Nordwestecke des Osmanenstaates geben bei jeder Gelegenheit den an die „Lösung“ der Balkanfrage inter-

essierten Mächten Veranlassung, sich in die innere Politik der Türkei einzumischen. Vor Wochen war es die Sandhatbahnfrage, die das europäische Monopozet fast aus dem Häuschen brachte. Diese Bahn, die Nordalbanien mit Bosnien verbinden soll, dürfte nur die wirtschaftliche Erschließung Albaniens von großem Vorteil sein, in dessen Boden viele und reiche Schätze noch ungehoben schlummern. Unsere Bilder führen uns in das albanische Innenland; und zwar nach Ueskub, der am Wardar gelegenen Hauptstadt der Nordalbanien. Ueskub ist eine echte, staubige, schmutzige Türkenstadt, deren Handel mit Serben und Bulgarien von Jahr zu Jahr wächst. Die Lage der Stadt ist eine selten schöne: am Fuße des schneebedeckten Zubekun baut es, hinabschauend auf die reichbebaute Wardaralebene, seine weissen Häuschen, seine grünen Gärten, seine blühenden Moscheekuppeln und seine spitzen Minarettürme auf. Wie es in den Straßen der Stadt ansieht, zeigt eines unserer Bilder. Um anderes gibt eine Marktzone wieder, die sich in der Nähe der Regierungsgebäude und der Kasernen abspielt, moderner Backsteinbauten, die nicht mit den üblichen türkischen Lehmziegelbauten zu tun haben. Das dritte Bild zeigt zwei Dorfalbaner, die nach Erledigung der Marktgeschäfte, ihrem Heimatsorte zu trotzen; der eine hat es sich auf einem Grauschimmel bequem gemacht, der andere mahlt mit seinen plumpen Opaken den feinen, gelben Staub der Wardarebene.

Der Thunfischfang an der istrischen Küste ist außerordentlich charakteristisch für die Art, in der der Istrianer auf die Fischjagd geht. Dr. Julius Star kommt in seiner Monographie über Albanien auch auf dieses Thema zu sprechen; er führt dabei aus: „Die originellste und interessanteste Art des Fischfanges unserer Gegend ist und bleibt jedoch der Thunfischfang, wie man ihn beim Steinbruche in Prekusa nächst Volosca und in Buceari mit Eintritt der wärmeren Jahreszeit — oft schon im Monat März — beobachten kann. Man pflegt bei diesem Fischfange folgendermaßen zu Werke zu gehen: es wird vorerst ein ziemlich großes, etwa 150—200 Meter langes und je nach der Tiefe des Meeres hohes Strandnetz so aufgestellt, daß es mit der Küste parallel läuft, das eine Ende jedoch im Winkel abgelenkt am Lande befestigt wird. Dadurch entsteht eine entsprechend lange und breite Sackgasse, die am anderen Ende ein Netz in Form eines gefalteten Vorhanges besitzt, welches vom Ufer aus vermittelst eines Laues gezogen werden kann, wodurch die eben beschriebene Sackgasse abgeschlossen wird. In der Nähe dieses Netzes ist schräg über die Wasserfläche geneigt



Markt in Ueskub.

Ohre nur mit einem leisen Ton vernehmbar wird. Wie ein Atemholen ist es. Ein Atemholen der Unendlichkeit, die nichts von Stürmen und schäumenden, brüllenden Wassern weiß. Das Atemholen eines sorglosen Schlafers, den keine bösen Träume quälen. Nicht-klad, nicht-klad — ganz regelmäßig. Stundenlang. Tag und Nacht zuweilen. Gegen Abend erlischt das goldhelle Grün. Von Osten drängt das Dunkelgrün heran. Mit dem Licht und der Färbung des Himmels wandelt sich die Färbung des Wassers. Die Sterne kommen herauf. Der Mond zeigt seine Sichel. Schmale Lichtstreifen fallen auf eine tiefblaue Flut. Sinten am Horizont stehen unbeweglich in einer Reihe die Fischerboote: dunkle Flecke mit emporstrebendem Mast. Nichts kündigt uns hier das



Straße in Ueskub.

eine mächtige Leiter — die Tonara — aufgestellt, welche auf der Höhe mit einem kleinen Siegerente für den Wächterposten, die sogenante Spia, versehen ist. Sobald der Wächter das Herannahen eines Thunfischzuges bemerkt, verständigt er seine Gefährten, welche sowohl den in das Netz eingedrungenen Schwarm durch Steinwürfe am Rückzuge hindern, als auch etwaige Nachzügler noch hineintreiben und schließlich den vorhängartigen Teil des Netzes ziehen. Endlich wird die ganze Beute ans Land gebracht und dort mit Steinen, Knütteln und Messern getötet.“

Nachdruck des Inhalts verboten!

Die zweite Welt

Nr. 16

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

Ketten.

Roman von Heinrich Keller.

(Fortsetzung)

Die Gesellschaft schritt die Treppe zum Lusthaus hinauf und stürzte sich oben eilig auf den einzigen leeren Tisch, der noch zu haben war. Alle empfanden das Bedürfnis zu sitzen. Kessi erhobte sich bald wieder. Das Wendelsche Ehepaar hatte schon längst den ausgestandenen Schrecken vergessen und saß würdig und behäbig da, nur Greifeneder mußte noch an den Unfall denken und rieb verstohlen unter dem Tische einen Fuß am anderen. Er ließ aber seinen Schmerz nicht merken und machte sogar mit dem Kellner, der die Bestellung aufnahm, verschiedene gutmütige Späße, die von den anderen laut belacht wurden.

Sie saßen noch gar nicht lange. Herr Wendel war gerade im Begriff, die dritte Flasche Bier entkorken zu lassen, da sahen sie einem Wagen, der eben vorbeifahren war, ein elegantes Paar entsteigen und die Treppe heraufkommen.

„Donnerwetter, die Editant!“ rief Greifeneder, unangenehm berührt, „und mit 'm Herrn Stolz. Müßen wir grad sie treffen, wenn s' in Burkersdorf wohnt!“

„Haben Sie s' net besonders gern?“ fragte Kessi neugierig.

Statt einer Antwort sah er Kessi wohnend an und zog dabei die Stirne in die Höhe. Das Paar stand gerade vor ihnen und hatte sie erkannt.

Die Frau Holzmann war sehr elegant, fast auffallend gekleidet und hatte die läppig hervorquellende Fülle ihres Körpers durch straffes Anziehen des Wieders zu meistern versucht, so daß sie immerfort nach Atem rang und jeden Augenblick zu ersticken drohte. Als sie Greifeneder erblickte, wurde sie glühendrot und verlegen, auch Stolz wußte nicht recht, wie er sich benehmen sollte. Doch nun waren sie einmal zusehen worden, es war daher das Vernünftige, sich an denselben Tisch zu setzen.

Nach der ersten Begrüßung, bei der sowohl Greifeneder als auch die Ankömmlinge etwas verlegen waren und ein unsicheres Gesicht machten, stellte Greifeneder das Wendelsche Ehepaar vor, wobei Frau Wendel überaus höflich „Miß s' Hand, gnä Frau!“ sagte, Frau Holzmann hingegen sehr gemessen und kühl nicht und sich bei Kessi in leutseligem Ton danach erkundigte, ob sie schon viele Stunden hätte. Herr Wendel wurde von ihr wenig beachtet, und er selbst beschäftigte sich auch nur mit seinem Bier.

„Der Edi is wegg'fahren, das wissen S', Michel,“ sagte nun Frau Holzmann zu Greifeneder gewandt, „s' is möglich, daß Sie werden auch hinkommen müßen, schreibt er mir heut. Und denken S' Ihnen nur, Michel — ich bin nach Wien herein g'fahren, die alte Ernestintant besuchen, weil s' krank is und liegt, und da treif ich, wie ich wieder zur Bahn gehen will, auf der Mariabilsferstrassen, denken S' Ihnen, den Herrn Stolz im Dialekt, und er laßt halten und steigt aus, und ich muß mit ihm in' Prater, sagt er, auf eine Stunde, ich soll ihm das Vergnügen machen, mein Mann wird mir dagegen haben.“

„Lächerlich!“ rief Greifeneder, ihr ins Wort fallend, „darf denn der arme Teufel überhaupt einmal was dagegen haben?“

„Sie, Michel! Wenn S' mich frozzeln wollen — ! Hebrigens, warum lassen Sie sich bei uns denn gar net anschauen?“

Stolz pfiff eine Arie aus der neuesten Operette und betrachtete Kessi mit Kiemerangenen.

„Ma Zeit, Taut. Ich werd abon kommen,“ tröstete Greifeneder.

„Wo ja, Sie haben ja was G'scheiteres zu tun!“ sagte sie mit boshaftem Lächeln.

„S' ja, er hat auch was G'scheiteres zu tun,“ bemerkte Stolz, augenscheinlich froh darüber, daß er sich nun auch an der Unterhaltung beteiligen konnte, „du — denken S' Ihnen nur, gnä Frau, vorige Woche treif ich ihn auch mit 'm Kränl'n, aber auf der Bahn — merkwürdig, net? Sagen S', Kränl'n, hab ich net recht?“

Er lachte selbst über seine wichtige Bemerkung. Doch Kessi hatte die Worte, die an sie gerichtet waren, überhört. Etwas anderes fesselte jetzt ihre Aufmerksamkeit. Sie sah, wie eine am Nebentisch ganz allein sitzende Dame reiferen Alters, geschminkt und mit überladener, auffallender Eleganz gekleidet, zu ihnen herüberwinkte und nickte, und wie Greifeneder, dem diese Zeichen zu gelten schienen, erröte und die Größe erwiderte. Bald darauf kam ein Herr, beglich die Rechnung und führte die Dame zum bereitstehenden Wagen. Auf der Treppe kehrte sich diese Dame noch einmal rasch um und winkte freundlich lächelnd zum Abschied.

Kessi erblaßte. Ein Gefühl des Unwillens stieg in ihr auf. Sie ärgerte sich über diese zudringliche Person, die mit Greifeneder so vertraut getan hatte. Gewiß kannte sie ihn sehr gut. . . . Als Greifeneder sie mit begehrlichen, selbstbewußten Augen anblickte und verstohlen

unter dem Tische ihren Fuß suchte, schob sie mit einem bestigen Mut ihren Zettel zurück und machte ein finsternes Gesicht, wie ein zorniges Kind.

Allen fiel ihr seltsames Benehmen auf. Die Eltern sahen sie verdutzt an, mit einem strafenden Ausdruck der Verwunderung über eine solche Dummheit und Ungeheuerlichkeit. Frau Holzmann und Herr Stolz lächelten viel sagend und schweigend. Man kam es Kessi zum Bewußtsein, was sie da angerichtet hatte. Es war ihr unfaßbar, daß sie sich das ganze überhaupt hatte nahegeben lassen. . . . Was ging es denn sie an, dachte sie jetzt voll Mergel, was ihr Frauenzimmer Greifeneder kannte? . . .

Frau Holzmann erklärte, daß sie unbedingt nach Hause fahren müße, es würde sich nicht schiden, so lange auszubleiben, wenn der Mann verreist sei. Man brach daher beiderseits auf. Mit einer Art Kenner betrachtete jetzt Kessi die schlante Gestalt Greifeneders. Seine gleichmütigen Bewegungen, voll Kraft und Eleganz, gefielen ihr. Sie mußte sich gehen, daß es kein Wunder war, wenn er bei Frauen Glück hatte.

Er führte sie die Treppe hinunter. Ein leises Prickeln ging ihr durch die Haut, als sie die Berührung seiner warmen Hand spürte. Errötend senkte sie den Blick vor ihm. Man verabschiedete sich von Stolz und Frau Holzmann, die auch ihren Wagen bestiegen, und nun gingen im rauhen Trab die Allee hinunter.

Die Sonne war untergegangen. Dunkle Schatten lagen über den Gehölzen, ein feuchter, frischer Hauch entströmte den Weiden. Im Zwielicht des vergehenden Tages stimmerten die Laternen wie grüne Hüpfchen im Nebel. Tiefes Schweigen lag über den Auen und Wäldern, die geheimnisvolle Stille der hereinbrechenden Nacht in der Natur. Im Westen flammten rote Wölkchen über den Wäldern auf und gossen rosige Farben in den Dunstschleier, der über der Stadt lagerte. Dort an der Grenze, wo die Stadt und ihr grüner Mantel ineinander übergingen und allmählich verschmolzen, sah man die Lichter des Riesenrades aufklackern und langsam und stetig ihre kreisende Bewegung machen. . . .

Man hatte gerade die Rotunde passiert. Nun kamen sie in das lebhafteste Abendgewühl eines Sonntags im Prater. Die Gehwege von einer unaufhörlich flutenden, lachenden und schwatzenden Menschenmenge erfüllt, die Gas-

häuser bis aufs letzte Plätzchen besetzt, strahlend hell beleuchtet, von Musik und lustigem Lärm durchschwirrt, von den laut geführten Gesprächen der Leute, ihren ungeduldrigen Befehlen, ihren erhitzen Ausbrüchen der Unzufriedenheit, von den beschwichtigenden Bertröstungen der rasch vorbeifahrenden Stellner, den einladenden Rufsen der herumwandernden Brotjongen und Käseverkäufer. Und dazu von Zeit zu Zeit die schmetternden Klänge der Militärmusik, die weit hinaushallten ins träumerische Dunkel der Nacht, sich mit denen eines Nachbaretablissements mischten und draußen auf dem Gehweg eine dichtgedrängte Menge von Enthusiasten anlockten — das überschäumende Sonntagsleben des „Nobelpraters“, dessen an Wochentagen gemessenes, vornehmes, in so stolzes, exklusives Halbdunkel gehülltes Wesen an Sonntagen einen warmkräftigen, demokratischen Einschlag zu erhalten pflegt. . . .

In scherzhaft zärtlichem Wortgeplänkel hatten Nesi und Greifeneder über die Erlebnisse des heutigen Nachmittags gesprochen. Die tiefe Stille, die um sie geherrscht hatte, das lockende, träumende Dunkel der Nacht hatte diese völlige Selbstvergessenheit, dieses glückliche Genügen aneinander begünstigt. Nun, als sie in den lärmenden Trubel hineinkamen, packte sie beide wieder die genussfrohe Lebenslust.

„Was meinen S', Fräul'n Nesi,“ sagte Greifeneder plötzlich, „wenn wir da wo nachtmahlen täten?“ Die Eltern nickten zustimmend, und Nesi klatschte vor Vergnügen in die Hände. Die Idee gefiel ihr sehr gut. Das habe sie sich immer gewünscht, einmal im Prater zu nachtmahlen, wo es lustige Musik gebe. Sie trällerte eine Walzermelodie und wiegte den Oberkörper nach dem Takt, mit den Händen die schmiegsamen, weichen und präziösen Bewegungen dieses Tanzes andeutend.

„Ich hab a Idee!“ rief Greifeneder und schlug sich mit der Hand laut auf den Schenkel.

„Achtung!“ bemerkte Nesi übermütig, „der Herr von Greifeneder hat a Idee — kommt das oft vor, Herr von Greifeneder?“

Der Angeredete lachte herzlich über diesen Scherz. Frau Wendel war aber sehr ungehalten. Sie nannte Nesi ein „kettes Ding“, das nicht wisse, wie man mit einem ernst, gesehten Manne zu reden habe.

„No, gar so alt is der Herr Greifeneder net,“ sagte Nesi, „daß man sich vor ihm a jed's Wörtl überlegen müßt. — Wie alt find S' denn eigentlich, Herr von Greifeneder?“

„Dreißig Jahr, Fräul'n Nesi.“

„No also, sehen S' es, Mutter!“

„s' schönste Alter,“ fand Frau Wendel, „net zu alt und net zu jung, grad recht.“

„Also, was haben S' denn eigentlich für eine Idee, Herr Greifeneder?“ fragte Nesi voll Neugier.

„Ganz einfach, wir fahren in den „Wurstelprater“ und gehen dort in ein Wirtshaus, wo a Damenkapellen spielt. Passen S' auf, meine Herrschaften, da gibts eine Sez! — Einverstanden?“

Der Vorschlag wurde mit Begeisterung aufgenommen, besonders von Nesi, die es entzückend fand, sich heute noch „ordentlich“ zu unterhalten.

Der Kuticher erhielt die Weisung, in den „Wurstelprater“ abzubiegen. Sie fuhren nun auf stillen, spärlich beleuchteten Wegen ihrem Ziele zu. Das hallende Pferdegetrappel scheuchte in enger Umschlingung wandelnde Liebespärdchen aus ihrer seligen Vergessenheit. Hinter den dunklen Büschen hörte man trantes Rosen, lustiges Sichern, verstoheles Stüßen und sehnsuchtsdrunkenes Seufzen, das schwül und zitternd in die stille Nacht hinausklang. Fern vom Weg blinkten schon die Lichter der Schenken und Gasthäuser des „Wurstelpraters“.

Nun waren sie in der großen Allee. Hier standen die Wirtshäuser, in denen sich das wirkliche Volk belustigte, bei den derben, kräftigen Klängen von Bratsche, Fagott und Cembali aus heiseren, biergetränkten Stehlen mitfang und voll Begeisterung klatschte, johlte, stampfte und gröhle — das urwüchsige, harmlose Vergnügen des leichtlebigen Wiener Volkes, das am Sonntag alle Wochentagsorgen abstreift und tüchtig über die Schnur haut, ohne dabei die Grenzen von Vernunft und Besinnung zu überschreiten.

Sie langten vor dem Gasthause an, in dem die Damenkapelle spielte. Auch hier stand eine große Menge von Zuhörern, es ging aber viel derber und ungezwungener zu als im „Nobelprater“. Greifeneder entließ den Kuticher, der ein so reichliches Trinkgeld erhielt, daß er sogar dankte. Frau Wendel fand, daß es ganz in der Ordnung sei, den Wagen nicht warten zu lassen. Junge Leute müßten sparen, bemerkte sie mit wichtiger, ernster Miene. Sie fühlte sich schon ganz als umsichtige Schwiegermutter, die ihre Kinder vor leichtsinnigen Streichen bewahrt. Als Greifeneder ihr recht gab, setzte sie weiter auseinander, daß man, wenn man eben seine Sachen nicht schon in der Jugend zusammenhalte, auf die alten Tage ganz gewiß nichts habe.

Die Tränen standen ihr in den Augen, und sie suchte frampfhaft an dem Ort herum, an dem sie sonst die Schürze zu finden gewohnt war, erinnerte sich aber und zog mit großer Umständlichkeit das Tuch aus einer Tasche des Unterrockes.

Als aber ihre Stimme in ein leises Seufzen und Schluchzen auszuklingen begann, tröstete Greifeneder die alte Frau in liebevoller Weise. „Na, nur net weinen, Frau Wendel,“ sagte er und klopfte ihr gutmütig auf die Schulter, „s' wird alles wieder gut werden. Wir werden's schon machen.“

Sie verstand sofort den Sinn der geheimnisvollen Worte, und das Schluchzen verstummte.

Spät nachts kamen sie mit der Stadtbahn zurück. Greifeneder hatte sie bis nach Hause begleitet und drückte beim Abschied einen heißen Kuß auf Nesis Hand und ein Silberstück in Frau Thomas' ausgestreckte Rechte.

Nesi fühlte sich sehr glücklich. Die Erinnerung an diesen angenehmen verlebten, lustigen Nachmittag erfüllte sie mit zufriedenerm Behagen. Voll Dankbarkeit dachte sie an Greifeneder, den lieben, guten Menschen, der so aufmerksam gegen sie gewesen war. Und ganz leise und allmählich schlich sich ihr ein sehnsüchtig weiches Gefühl ins Herz. Heiß brannte noch sein Kuß auf ihrer Hand, und ein leichter Schauer ging durch ihren Körper. Ihr war es, als ob sie noch Greifeneders Berührung fühlte, die glutvolle Wärme, die von ihm ausgegangen war und ihr Blut entzündet hatte. . . . Laut hämmerten die Ädern an den Schläfen, die Brust war wie zusammengepreßt. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Ostern und Ostereier.*

Von Robert Schweichel.

Von der Sitte, einander am Osterfest mit gefärbten und bemalten Eiern zu beschenken, finden sich in Deutschland die frühesten nachweisbaren Spuren im 16. Jahrhundert. Es unterliegt indessen wohl kaum einem Zweifel, daß man hier einem Gebrauch begegnet, der gleich unzähligen anderen aus dem Heidentum in das Christentum übergegangen ist.

* Vorgetragen in der Gesellschaft für moderne Sprachen am 14. April 1863. Berlin.

Es war bekanntlich ein schweres Stück Arbeit, die trotzig wilden Germanen, namentlich des Nordens, zum Christentum zu bekehren, zumal sich für sie an die Annahme des Kreuzes der Verlust ihrer Unabhängigkeit knüpfte, und so war nichts gewonnen, wenn man sie, wie Karl der Große die Sachsen, mit dem Schwerte ins Wasser zur Taufe trieb. Indessen entging es der klugen Geistlichkeit nicht, daß das Leben Christi, seine Geburt, sein Tod, seine Auferstehung und sein ewiges Reich, manche Ähnlichkeiten mit dem heidnischen Naturkultus und namentlich mit Valder, dem jungen Gott des Lichtes, dessen Reich des Friedens nach germanischer Vorstellung beginnen würde, wann Loki, das böse Prinzip, sich von seinen unterirdischen Fesseln befreit, und diese schöne Welt mit Feuer verzehrt hätte. Damit war ein vortrefflicher Anknüpfungspunkt geboten, und er gestattete die scheinbare Konzession, daß man die christlichen Feiertage so viel als tunlich mit den heidnischen Festen vereinbarte. Die Heidengötter ließen sich freilich nicht mit Stumpf und Stiel ausrotten. Man ließ ihnen also ihre göttliche Abstammung, aber man schickte sie in die Hölle — obgleich mit zweifelhaftem Erfolg, denn sie flüchteten sich in das Märchen, wo sie bis auf den heutigen Tag lustig fortleben, und sich dadurch, allem Bann und Weihwasser zum Trotz, ein gutes Stück Glauben im Volke bewahrten.

Die Verschmelzung der Auferstehung Christi mit dem germanischen Frühlingssfest insbesondere wurde aber noch durch den Streit in der christlichen Kirche selbst erleichtert. Im Gegensatz zu den morgenländischen Christen, welche dieses Fest stets mit dem jüdischen Passahfest zugleich feierten, bestanden nämlich die des Abendlandes darauf, es an einem Sonntage, als dem Auferstehungstage Christi zu begehen. Dieser Streit wurde auf der ersten Kirchenversammlung zu Nicäa (326) dahin entschieden, daß das Passahfest in der ganzen Christenheit an demjenigen Sonntage gefeiert werde, welcher unmittelbar auf den Frühlingsvollmond folgt. Unter dem Frühlingsvollmond wird derjenige begriffen, welcher entweder auf den 21. März, als den Anfang des christlichen Frühling, oder diesem Tage zunächst fällt. Fiele dieser Vollmond aber auf einen Sonntag, so sollte das Auferstehungsfest acht Tage später begangen werden.

Wie kommen aber die Germanen dazu, dieses Auferstehungsfest Ostern zu nennen, während alle übrigen Völker die altorientalische Bezeichnung des Passah beibehielten oder annahmen? Die Antwort ist leicht: weil es in den Ostermonat fiel. Aber welche Verwandnis hat es mit diesem Worte Ostern?

J. Grimm zitiert in seiner deutschen Mythologie den alten angelsächsischen Schriftsteller Beda, der uns die Namen zweier Göttinnen seines Volkes aufbewahrt hat. Es sind Eostra und Rheda. Von diesen, erzählt er, haben zwei Monate ihre Benennung. Von der einen wird der März Rhedemonat und von Eostra der April Esturmonat bei den Angelsachsen genannt. Hierzu stimmt ein Zitat von Diepholz, wonach die Feste der Eostra bei den teutonischen Völkern in dem Passahmonat, dem April, gefeiert wurden. Bei Eginhard, dem Chronikenschreiber Karls des Großen, finden wir die Bezeichnung ostarmānoth, und die ältesten althochdeutschen Sprachdenkmäler haben für das christliche Fest den Namen Ostara (Ostartaga oder oostortaga, die Pluralform, weil zwei und mehr Ostertage gefeiert wurden).

Wer aber war diese Göttin Ostara? Der fromme Kirchenvater Beda sagt es uns nicht. Daß der Name auf den Osten, also auf die Richtung des Sonnenaufgangs hinweist, scheint deutlich. J. Grimm zieht zur Erklärung von Ostara aus der baskischen Sprache das Wort ostaro an, welches die Zeit des Blühens und Belaubens,

von ostoa, Laub, Blatt, bezeichnet. Dieser Anklang mag, wie Grimm meint, nur zufällig sein; indessen beweisen vielfältige, bis auf den heutigen Tag erhaltene Gebräuche, daß in jenem Ostarmonat die Ankunft des Frühlings gefeiert wurde. So wurden in Norddeutschland gegen Abend des ersten, zuweilen auch dritten Osterlages, auf Hügel und Bergen Freudenfeuer angezündet. Auch heißt es, daß in alten Zeiten die Osterkerze in der Kirche durch einen Brennspiegel oder Kristall angezündet worden sei. Im Rheingebiet wird noch jetzt, wie Grimm erzählt, am Gründonnerstag und am Oftertage die Lampe an dem mit einem Stahl geschlagenen Osterfeuer angezündet. Das durch Brennspiegel oder Stahl erzeugte Feuer galt aber als Symbol des lauernden Feuers, des Elementarfeuers, als welches auch die Sonne aufgefaßt wurde. Wir mögen hier wohl an die Sonnenopfer der alten Mexikaner denken, welche gleichfalls durch einen Brennspiegel entzündet wurden. Weitere Analogien dürften in dem Kultus der alten Indier zu suchen sein.

In unverkennbarer Beziehung zu der Frühlingssonne stehen die sogenannten Osterspiele, die lange Zeit unter dem Volk im Schwange waren und von der Kirche geduldet wurden, wie ja die Prediger auch am Oftertage von der Kanzel herab, an christliche Vorstellungen anknüpfend, ein sogenanntes Ostermärchen zur Erheiterung des Volkes zu erzählen pflegten.

Als Osterpiel wurde noch später eine Art dramatischer Vorstellung bezeichnet, wobei zwölf mit langen Schwertern bewaffnete Männer auftraten, von denen einer den Friedebold oder Sommer vorstellte, der den Winter aus dem Laude schlug. In dem Norden Englands, namentlich in den abgelegenen Tälern von Northshire, wird dieses Spiel noch heute, aber um die Weihnachtszeit aufgeführt, wie Henry Dixon in seinem „Ancient poems, ballades and songs of the peasantry of England“ bemerkt. Es ist dies das bekannte Zwischenpiel und Sang der Schwertkämpfer, dessen Herabkunft den englischen Gelehrten noch immer so viel vergebliches Kopfschütteln kostet. In diesem Spiel hat der Pfarrer im schwarzen Rock den Winter zu spielen, der erschlagen, aber wieder lebendig gemacht wird. Unter den zwölf Männern sind die zwölf Monate des Jahres zu verstehen.

Grimm hat in seiner Mythologie eine große Zahl von Liedern niedergelegt, die bei derartigen Spielen des Winteraustreibens gesungen werden. So heißt es in einem:

„Ja, ja, ja, der Sommertag ist da,
Er kratzt dem Winter die Augen aus
Und jagt die Bauern zur Stub hinaus.“

Oder:

„Stab aus, Stab aus!
Blas' dem Winter die Augen aus.“

An die Stelle des Winters tritt auch der Tod und dann heißt es:

„Stab aus, Stab aus!
Stech' dem Tod die Augen aus.“

Die Grausamkeit, daß dem Winter oder dem Tod die Augen ausgestochen werden sollen, deutet gleichfalls auf den fernliegenden Ursprung dieser Lieder und Spiele. Dabei ist zu erwähnen, daß das Altertum das Jahr meistens nur in zwei Hälften schied, und während man im Norden nach Wintern, zählte man im Süden nach Sommern.

Solche Spiele, welche den Kampf des Sommers oder Frühlings mit dem Winter, das feistliche Einholen des ersteren und des letzteren Befiegung und Austreibung darstellen, haben sich an vielen Orten bis auf den heutigen Tag erhalten. In Schweden, Dänemark, England und Niedersachsen fallen diese Spiele auf den Mai; am Rhein, in Franken, Thüringen, Meissen, Schlesien und Böhmen auf den März. Nur in den fünf letztgenannten Landschaften wird das höhere Wesen, dessen Einzug und Sieg man feiert, durch eine Puppe, überall sonst durch

lebende Personen dargestellt. Der Winter oder Tod ist dagegen eine Puppe von Stroh oder Holz, welche schließlich verbrannt oder ins Wasser geworfen wird.

Ein schöner, poetischer Ostergebrauch herrscht in Ostpreußen. Dort wecken die kleinen Kinder am Morgen des ersten Feiertages ihre Eltern mit kleinen Winken, an denen sich das erste junge Laub befindet. Man nennt dies Schmadostern, und schmad ist wohl nichts als das verdorbene schmed: Schmedostern. Dieselbe Sitte herrscht in der Uckermark, wo am Ostermorgen die Kinder auf dem Lande das Recht haben, die Erwachsenen in ihren Betten zu „stüpen“. Von einem ähnlichen Brauch in Schwaben und Bayern berichtet Wolfgang Menzel in seiner „Deutschen Dichtung“. Dort haben noch heut am sogenannten Pseffertag, den 28. Dezember, alle Kinder das Recht, die Erwachsenen mit Wacholderzweigen zu schlagen. Menzel sieht darin ein Symbol der Freiheit und Gleichheit, welche nach altem Brauch in der Weihnachtszeit, wie in Rom bei den Saturnalien gefeiert wurden. Ich bin dieser Ansicht nicht, und sehe darin vielmehr eine fromme Mahnung an die Wiederkehr des Frühlings. Der Wacholder oder Machandelbaum spielt bekanntlich in unseren deutschen Märchen eine große Rolle und tritt hier, wie auch Menzel an einer anderen Stelle richtig bemerkt, da er den ganzen Winter hindurch grünt, als ein Sinnbild der unvergänglichen Lebenskraft in der Natur auf. Am 28. Dezember hat aber die Sonne bereits die Winterwende gemacht und schreitet dem Wiedererwachen der Natur entgegen. Zur Osterzeit ist die Verheißung des Wacholders in Erfüllung gegangen. Davon zeugen die neubelebten Winkenreiser, mit denen die Kinder das Alter gleichsam aus dem Winterschlaf zur Freude an der verjüngten Natur erwecken und wie die Erde selbst verjüngen.

Eine andere schöne Osterfeste, die gleichfalls auf heidnischen Ursprung hinweist, sind die Blumenopfer. Grimm erzählt davon: „Unweit dem heffischen Berge Weiskner steht eine hohe Felsenwand, unter der sich eine Höhle öffnet, die den Namen des hohlen Steins führt. In diese Höhle tragen am zweiten Oftertage Jünglinge und Mädchen der benachbarten Dörfer Blumenstränke und schöpfen sich dann kühlendes Wasser. Ohne Blumen mitzubringen, wagt es niemand hinabzusteigen. Grundstücke einzelner heffischer Dorfschaften haben jährlich einen Strauß Maiblumen zu zinsen.“ — Dem Osterwasser wird eine besondere Kraft zugeschrieben. Wasser, welches in der Ofternacht schweigend aus dem Fluß, und zwar gegen den Strom geschöpft wird, hat eine besondere Kraft, zu heilen und zu verschönen.

Alle diese Spiele und Gebräuche deuten darauf hin, daß Ostara eine glütige, freundliche, heilbringende Gottheit gewesen sein muß, und ich stehe nicht an, in ihr die deutsche Persephone zu begrüßen, die Personifikation der wiedererwachenden Natur und Vegetation, die uns von Osten her strahlend entgegentritt.

In dieser holden Gestalt der Persephone begegnen wir Ostara in den deutschen Frühlingsmärchen wieder. Immer ist es hier eine Jungfrau, oft eine Königs Tochter, welche von Drachen, Niesen oder Räubern geraubt und in Höhlen gefangen gehalten wird, bis sie entweder ein kühner Ritter befreit, den sie dann heiratet, oder es ihr gelingt, durch eigene List zu entkommen. Auch Persephone kehrte auf goldenem Sonnenwagen, von Hermes geführt, aus dem unterirdischen Reiche des Hades zu ihrer Mutter Demeter zurück.

Der ursprüngliche Sinn dieser Märchen kann wohl nicht anders als die Befreiung der im Winter gefangenen Natur aufgefaßt werden. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß die jugendlich geschäftige Phantasie des Volkes dieses

Motiv bald auch auf analoge Verhältnisse, wie Genesung von schwerer Krankheit, Auferstehung vom Tode usw. anwandte und daraus dem Frühlingsmythus ähnliche Märchen spann.

Eine eigentümliche Sage dieser Art geht in Königsberg, die hier eine Stelle finden mag, da sie meines Wissens noch nicht aufgezeichnet worden ist. Unweit Königsberg liegt am Ufer des Pregel das Dorf Arnau. Die Kirche dieses Ortes schmückt als Fahnne das Bild einer spinrenden Frau. Man erzählt man, daß in alten Zeiten, als die ganze Gegend noch wüster Wald war, ein schönes Mädchen sich dort verirrt. Räuber fanden sie und schleppten sie gewaltiam in ihre Höhle. Da waren unermessliche Schätze aufgehäuft. Der Räuber aber waren sieben und das Mädchen mußte Moaddienste bei ihnen verrichten. Endlich gelang es ihr, zu entfliehen, und sie tat ein Gelübde, daß sie der heiligen Jungfrau eine Kirche bauen wollte, wenn sie glücklich aus dem Walde heraus nach Königsberg zurückkäme. Um aber zugleich die Räuber dem Arm der Gerechtigkeit überantworten zu können, hatte sie Erbsen zu sich gesteckt, die streute sie auf ihrer Flucht aus. Vermöge dieser Erbsenspur gelang es denn auch, die Höhle wieder anzufinden. Die Räuber wurden unangebracht und mit den vorgefundenen Schätzen die Stiftung gemacht, daß alle Tage um 11 Uhr vormittags und um 9 Uhr abends von dem Schloßthurm der Stadt ein geistliches Lied geblasen würde, teils als Dank für die glückliche Ueberwindung der Räuber, teils auch, um denjenigen, die etwa durch den Wald reisten, ein Zeichen zu geben, daß sie sich nicht verirren. Das Mädchen aber war arm. Um ihr Gelübde zu erfüllen, spann sie früh und spät, und es ruhete ein Segen auf ihrer Arbeit, daß sie der Jungfrau Maria die Kirche erbauen konnte, welche an der Stelle errichtet wurde, wo früher die Räuberhöhle gewesen war.

Trotz der Jungfrau Maria ist der heidnische Ursprung dieser Sage nicht zu verkennen. Wir erblicken in dem jungen Mädchen, die während der sieben Wintermonate unter der Erde gefangen gehaltene Vegetationskraft, als deren Symbol hier, wie in so vielen Märchen, die Erbsen gilt, welche von allen Saaten im Frühlings zuerst grünt. Ein eigentümlicher Zug, der sich sonst nirgends in dem Frühlingsmythus findet, ist das Spinnen; er gehört den Wintermärchen an. Er deutet auf die Göttin Persephone. Persephone, Bertha, die gute aber strenge Mutter der Natur, welche der weiblichen Arbeit, besonders dem Spinnen, vorsteht, weil sie selbst die Spinnerin der Lebensfäden ist und den Teppich der Natur webt. Ob man es bei der Choralmusik, welche noch immer zweimal des Tages von dem Königsberger Schloßthurm herab die Ohren der Hörer zerriß, mit einem Anklang an die alte Sitte des Anblasens des Frühlings zu tun hat, und dieser Zug darum in die Sage aufgenommen worden ist, mag dahingestellt bleiben.

Ich weiß nicht zu sagen, ob je in Königsberg die Sitte geherrscht, die wir noch im Mittelalter in vielen deutschen Städten finden, die Sitte nämlich, die Ankunft des ersten Storchs oder der ersten Schwalbe, die von jeher als Frühlingsboten galten, von den Türmen herab mit Musik zu begrüßen. Von dem Frühlingsboten Storch aber erzählt man den Kindern in Norddeutschland, daß er die Oftereier bringe. In bezug auf die Schwalbe bemerkt Goethe im 33. Band seiner sämtlichen Werke, wo er von nationaler Dichtkunst spricht, daß es in seiner Kindheit zu Frankfurt unter anderem Sitte gewesen, dem im Frühlings Schwalben Verkündenden Pfennige, Buttersemmeln und gemalte Eier zu reichen. In Schwaben heißt es nach Meier (Schwäbische Sagen), die Oftereier bringe der Osterhase. Dasselbe berichtet Schwarz in seinem „Ursprung der Mythologie“ vom sächsischen Erzgebirge.

Unsere deutschen Märchen stellen den Hasen zu den irdischen Wesen, welche im Gegensatz zu der Steinwelt der Miesen die organische aber seelenlose Natur repräsentieren. Es liegt nahe, den Hasen wegen seiner Fruchtbarkeit in Beziehung zum Frühling zu stellen. Doch diese Eigenschaft, wegen der wohl die Wilden Amerikas dem Hasen die Erschaffung der Welt zuschreiben mögen, dürfte in dem Osterhasen kaum als die vorherrschende aufgefaßt werden. Seine hauptsächlichste Bedeutung

möchte diejenige sein, welche uns sein Vorkommen auf allen Bildwerken neben Amor und Liber erklären. Schwarz erzählt in seinem bereits erwähnten Werke: „Bildwerke zeigen uns oft einen mit Hasen spielenden Amor; ein Hase befindet sich auf einem alten Vasengemälde am Eingang der Grotte, wo Liber mit der Libera sitzt. Liebesgötter werfen sich auf einem Bilde, welches Philostratus beschreibt, mit Äpfeln und jagen kleine Hasen auf. Auch im Kultus tritt uns so der Hase in Rom entgegen; am Frühlingsfeste der Blumen Göttin Flora verfolgen junge Mädchen junge Hasen.“ Die Feste des Liber, die Liberalien, wurden im März gefeiert. Es scheint demnach, daß der Osterhase mit dem Märzhasen gleichzusetzen wäre, der als eine Erst- oder Frühlingsgeburt zu der wiedererwachten Natur in ein gleiches Verhältnis tritt wie die bereits erwähnten Blumenopfer. Als Symbol der animalischen Fruchtbarkeit möchte ich sein Auftreten neben den Liebesgöttern und jungen Mädchen, namentlich aber neben Liber, erst in zweiter

Linie auffassen. Der Osterhase ist also gleich dem Storch ein Frühlingsbote. Sich mit den Eiern zu beschenken, die sie bringen, ist aber keine ausschließlich deutsche Sitte. Auch bei den slavischen Völkern herrscht sie. Auch bei den Kelten. Und endlich wissen wir, daß es bei den Persen Brauch war, am Frühlingsfeste rote Eier auszuverteilen. Bei den Perern ist es noch heute Sitte, am 20. März, um welche Zeit bei ihnen das neue Jahr beginnt, gefärbte Eier zu verteilen. In Frankreich sind die Oüereier, welche hauptsächlich

rot gefärbt, in der Champagne roulets genannt werden, ebenfalls bekannt. Früher war es daselbst Gebrauch, diese Eier am Charfreitag segnen zu lassen, verschenkt aber wurden sie am heiligen Abend, der dem Osterfeste vorausgeht. Französische Schriftsteller mögen die Sitte der Oüereier aus dem Orient ableiten; aber es erscheint ein unnütziges Umweg, sich dazu der Griechen und Römer als Kanal zu bedienen. Auch Gallier und Germanen stammen aus dem

reich noch immer seine Wurzeln schlagen will. Der Weihnachtsbaum kommt in der französischen Schweiz nur sehr vereinzelt vor, und man am heiligen Abend seine Lichter anzündet, hat man das Bewußtsein, daß man einer fremden Sitte huldigt. In bezug auf England bin ich nur soviel zu berichten imstande, daß man in London die Oüereier nicht kennt.

Blicken wir auf die erwähnten Ostergebräuche zurück, insofern in ihnen ein religiöser

Charakter nicht zu verkennen ist, zerfallen sie in zwei Gruppen. Die eine, die der Osterfester und Osterkerzen, bezieht sich unmittelbar auf die Sonne, die andere Gruppe besteht, wie die Blumen, aus Erstlingsopfern der wiedererwachten Natur. Als ein solches Opfer wird das Ei, welches ja an keine Jahreszeit gebunden ist, kaum gelten können. Es würde auch in diesem Falle wahrscheinlich nicht durch eine besondere Farbe ausgezeichnet sein und die Sage von ihm erzählen, daß es der Frühlingsbote Storch oder der Osterhase bringe. Wir werden es daher wohl als ein Symbol in die erste Gruppe zu den Osterkerzen stellen müssen. Die Mythologie, die Sage, das Märchen, diese Spiegeltrümmer des alten

Götterhimmels, unterstützen die Behauptung. Zunächst erzählt der Altvater der deutschen Mythologie Jakob Grimm, unter Nr. 46 seine Märchen eins, worin das Ei eine Rolle spielt. Es gehört zur Klasse der Wintermärchen, in denen das böse Prinzip der nordischen Götterlehre, Loki, zum Fürsten Blaubar und Räuber geworden ist. In



L. Dettmann: Frühlingsluft.

Orient, und da beide verwandte Völkerschaften waren, so läge es nahe, beiden auch gemeinschaftliche Gebräuche beizulegen. Positiv läßt sich freilich bei den Galliern die Sitte der Oüereier nicht nachweisen, aber sie ist in der französischen Schweiz noch heutigen Tages sehr im Schwange, und die Bewohner derselben sind keltogallischen Ursprungs wie die Franzosen. Wegen die Einführung derselben etwa aus der deutschen Schweiz scheint zu streiten, daß der echtgermanische Weihnachtsbaum dort wie in Frank-

unserem Märchen ist Loki ein Räuber, der nacheinander die drei Töchter eines armen Mannes geheiratet hat. Seiner letzten Frau gab er einen goldenen Schlüssel zu einem Gemach, das sie nie öffnen und ein Ei, das sie nie aus der Hand lassen sollte. Indessen verführte sie die Neugierde doch, in das geheimnisvolle Zimmer zu dringen. Da fand sie ihre beiden Schwestern in Stücke zerhackt, und der Schreck ließ sie den Schlüssel fallen. Das Ei hielt sie aber glücklicherweise fest, und so ar-



Blühendes Land. Nach dem Gemälde von H. Hartung.

wöhnte der Räuber später auch nicht, daß sie seinem Verbot ungehorsam geworden. Sie aber hatte die Glieder ihrer Schwestern wieder zusammengefügt und lebendig gemacht. Jetzt verlangte sie von dem Räuber, daß er ihren armen Eltern zwei Körbe voll Gold und Silber bringen sollte. In diese Körbe legte sie aber statt des edlen Metalls ihre Schwestern. Dann lief sie voraus, stellte einen gepulsten Totenkopf ans Fenster, bestrich sich selbst mit Honig, wälzte sich darauf in Federn und lief so als Fritschers Vogel dem Räuber entgegen. Als dieser den gepulsten Totenkopf am Fenster sah, hielt er ihn für seine Braut und lief geschwind ins Haus. Sie schloß schnell hinter ihm zu und verbrauchte ihn samt dem Hause.

Der letzte Teil des Märchens ist unklar. Wenn aber Fritschers Vogel von dem isländischen Fritfluglar, Schwimmbogel, herzuweisen ist, so liegt darin ein Grund mehr, die jüngste Schwester für den Frühling, wie die beiden anderen für Herbst und Winter zu nehmen. Denn der Schwimmbogel zeigt sich erst, wenn das Wasser wieder vom Eis befreit ist. Das Attribut des Reichthums, welches hier dem Räuber, und sonst dem Blaubart beigelegt wird, ist ein fernerer Hinweis auf das erwähnte böse Prinzip, die alles, und schließlich auch die Erde verschlingende Zeit, die auch als feuer-speiender Drache unterirdische Schätze — die im Winter gebundene Vegetation — hütet.

Was nun das Ei in der Hand des Frühlingmonats, der Ostara, betrifft, welche mit goldenem Sonnenschlüssel die Gemächer des Winters öffnet, so scheint dasselbe gleichbedeutend mit dem Valle, den in einem anderen Märchen (bei Grimm Nr. 1) eine Königstochter in einen tiefen Brunnen fallen läßt. Ein Frosch verspricht dem betäubten Königskinde den Ball wieder heraufzubringen, wenn es zum Lohne dafür seine Frau werden wollte. Das Mädchen verspricht, was sie nur für einen Scherz hält. Aber Meister Frosch holt den Ball wirklich herauf und verlangt jetzt, daß auch sie ihr Versprechen erfülle. Statt dessen schleudert sie den eiflen Bräutigam an die Wand. Da ward aus dem Frosch ein schöner Prinz und die Königstochter hatte nun nichts mehr dagegen, seine Frau zu werden. Aus Freude über des Prinzen Frosch Erlösung sprangen dessen treuem Diener Heinrich die eisernen Bande krachend ab, die er aus Kummer über die Verzauberung seines Herrn um sein Herz gelegt hatte.

Jakob Grimm bemerkt in seinen Anmerkungen zu diesem Märchen: „Der Frosch, statt dessen noch viel öfter die weibliche Kröte vorkommt, bedeutet die Erde in ihrer winterlichen Kahlheit und schmutzigen Farbe, die eisernen Bande des Dieners aber und deren Sprengung das Eis, und dessen Abgang im Frühling.“

Danach bleibt für den Ball, den die jüngste Erde wieder aus der Tiefe heraufbringt, keine andere Deutung übrig als die Frühlingssonne, als deren Symbol in ihrer wiederbelebenden Kraft das Ei des ersten Märchens gefaßt werden darf.

Dieses, Hessen und Westfalen gemeinschaftliche, Märchen von der Königstochter und ihrem Valle, erinnert unwillkürlich an Naufikaa, deren Ball sich unter den dünnen Blättern verliert, unter denen sich der schiffbrüchige Odysseus verbirgt, welcher den Ball zurückbringt, und verjüngt durch die Gewänder, die ihm Naufikaa reicht, in die Stadt des Alkinous einzieht. Es wäre wohl möglich, daß hierin sich ein Stück des griechischen Sonnenmythus verbirgt, wie sich die unerkennbaren Spuren einer solchen deutschen Göttersage in unserem Nationalepos, den Nibelungen, verraten.

Eine griechische Sage ist es auch, nach welcher die Nacht dem befruchtenden Winde das Urei gebat, aus dem Gros mit goldenen Flügeln hervorflatterte. Gros war indeffen nicht nur

der Gott der Liebe, sondern auch, worauf hier durch die goldenen Flügel hingewiesen wird, der Gott des jungen Lichtes. Einem solchen Lichte begegnen wir auch in der indischen Schöpfungssage. Es heißt in derselben, daß zu Anfang ein goldenes Ei auf dem Wasser schwamm. Für dieses Ei gibt Kuhn wohl mit vollem Rechte die Erklärung, daß darunter die Sonne gemeint sei, weil sie, „ehe es voller Tag wird, ehe die Schöpfung beginnt, einer im Nebel schwimmenden Goldkugel gleicht.“

Danach wird es nicht schwer fallen, die goldgelbe Kugel zu deuten, welche man auf einem häufigen Symbol, von zwei Schlangen gehalten, findet. Ebenso wird das Ei, welches auf ägyptischen Bildwerken zwischen zwei Drachen dargestellt wird, nichts anderes als die Sonne, und zwar die Frühlingssonne, bedeuten können.

Aus Aegypten stammt auch die Sage von dem Phönix, welcher sich von Zeit zu Zeit in dem Heiligtum des Helios (der Sonne) selbst verbrennt. Sein Gefieder ist rot und golden. Aus seiner Asche entsteht ein schwarzer Wurm, der dann wieder zum Phönix wird. Einige erzählen auch, daß der junge Phönix die Asche des alten in dem Sonnentempel in einer Eierschale bestattet. Nach anderen wird der Phönix in einer Eierschale verbrannt. — Was ist dieser stets wiederkehrende Phönix anderes als die Sonne, die sich täglich in der Abendröthe selbst zu verbrennen scheint? Da dieser Phönix aus der Asche des alten entsteht, und diese nach dem einen in einer Eierschale bestattet wird, so ist es natürlich, daß er auch wieder aus der Eierschale ausschlüpfen muß, und dann wäre er gleichbedeutend mit dem goldgeflogelten Gros, der aus dem Urei hervorgeht. Nach anderen wird die Asche des alten Phönix, aus der sich der neue entpuppt, zu einem schwarzen Wurm. Diesem schwarzen Wurm dürfte indeffen nicht nur die Bedeutung der Nacht, oder im weiteren Sinne der toten Jahreszeit unterliegen. Zu diesem Schlusse berechtigten die verwandten nordischen Sagen, die freilich an Formschönheit den griechischen nachstehen, dafür sie aber meistens an Tiefinn übertreffen.

Zunächst mit dem Wurm als Symbol der Nacht und des Winters auf gleicher Stufe steht der Frosch, welcher dem Königskinde den Ball aus dem Brunnen heraufbringt; dann die Kröte, von der oft wiederkehrende Sagen berichten, daß in ihrem Kopfe ein strahlendes Juwel verborgen sei. Einen weiteren Sinn erhält aber dieses Symbol, wenn man den schwarzen Wurm zu den Schlangen hält, die überall, wo dieselben in Märchen und Sagen — oft als verzauberte Königstochter — austraten, als die unterirdisch wirksame Lebenskraft im Winter sich erklären lassen. Mit den Drachen haben sie aber dies gemein, daß sie gleichfalls unterirdische Schätze hüten, deren Bedeutung uns bereits bekannt ist.

Aus dieser unterirdisch wirksamen Lebenskraft geht die Frühlingssonne hervor. Darum heißt es auch, die Schlangen schaffen die Sonne. So heißt es nach einer keltischen Sage, welche Edermann in seinem „Lehrbuch der Religionsgeschichte“ mitteilt: „Jährlich am 13. Mai versammeln sich die Schlangen, Vipern und Nattern in der Sologne zu einem einzigen Stück in der Weise, daß die Masse ein Band bildet, größer als eine Sichel. Wenn sie sich also an den Ufern eines zwischen Joub und Ardon gelegenen Teiches versammelt haben, so arbeiten sie gemeinschaftlich an der Bildung eines großen Diamanten. Jedes dieser Tiere speit eine Art Flüssigkeit aus, welche sehr glänzend ist; aus dieser wird der Diamant von zwei Schlangen geknetet und von allen poliert.“

Diese Sage erklärt vollends jenes Symbol der beiden Schlangen, welche eine goldgelbe Kugel zwischen sich halten. Unter dem Diamanten aber die Sonne zu verstehen, kann um so weniger beanstandet werden, als dieselbe von

den altniederdeutschen Dichtern als Gemme oder Edelstein des Himmels, „grünsteine himins“ bezeichnet wird. Es ist dies nur eine weitere Entwicklung jener den Parsen, Aegyptern, Griechen und Germanen gemeinschaftliche Auffassung der Sonne als Auge ihres höchsten Gottes.

Aber nicht immer erzeugen die Schlangen den Sonnendiamanten, welcher mit dem Edelstein in dem Kopf der Kröte gleichbedeutend ist. Oft tragen ihn die Schlangen auch in Gestalt einer Krone auf dem Haupte, und von dem Schlangenkönig der Esthen, dem Ufikuningas, wird gesagt, daß ihm die Unterirdischen seine Krone geschmiedet haben. Der blendende Glanz dieser Krone lockt sämtliche Schlangen heran, daß sie um ihn ein Knäuel von der Höhe eines großen Heuschobers bilden, aus welchem das Haupt des Königs gleich der Sonne hervorleuchtet. Am Markustage, dem 25. April, sitzt er auf einem „Stumpel“ und hält Matsverjammlung.

Auch in dieser wie in der zuvor erwähnten keltischen Sage wird ausdrücklich durch das Datum auf den Frühling hingewiesen. Zudem ist es klar, daß die Bedeutung der Schlange als die im Winter unterirdisch tätige Lebenskraft hier nicht mehr vollkommen paßt. Diese Lebenskraft ist im Frühling entbunden an das Licht getreten, und so wird sich auch jener Begriff erweitern müssen. Diese Erweiterung liegt in der altmythologischen Vorstellung, welche, das Fruchtbare mit dem Furchtbaren verbindend, in den Schlangen und Drachen Blitz und Gewitter sich denkt. Fast alle Völker kennen einen solchen von Uligeschlangen umwundenen Gewitterschlängenkönig, möge er Ufikuningas wie bei den Esthen, oder Typhon oder Basilisk heißen, dessen schrecklich funkelnder Blick tötet. Und diese Blitze durchdringen das letzte Dunkel, in welches die Zeit die Otereier gehüllt hat.

Zunächst heißt es von dem Basiliken, daß er aus einem Ei hervorgehe, welches ein schwarzer siebenjähriger Hahn in warmen Mist legt und welches von der Hitze ausgebrütet wird. Das Alter des Hahnes deutet auf die sieben dunklen Wintermonate, während welcher die Sonne verborgen ist, bis dann im Frühling, wo sie wieder zur Kraft gelangt ist, das Gewitter aus ihr wie aus einem Ei ausschlüpft.

Ähnliches erzählt Edermann von dem Oeuf cadrillé de Lorraine. Ein Hahn hat es gelegt. Es birgt eine Schlange in sich, welche durch Sonnenhitze und Dampf ausgebrütet wird. Der Blick dieser Schlange ist tödlich. Wird sie aber zuerst angeschaut, so muß sie sterben.

In diesen beiden Sagen entstehen die Gewitter unmittelbar aus dem Sonnenei. Gutes und Böses schlummert in demselben Wesen und eines kann ohne das andere nicht zur Erscheinung kommen. Wie furchtbar indeffen auch die Gewitter den Menschen schrecken: die Frühlingsgewitter gelten als Vorbedeutung eines fruchtbaren Jahres und sind als solche immer willkommen.

Nach einer griechischen Sage hat dagegen der Schlangenkönig sein besonderes Ei. Dort erhält Here, die immer wieder zur Jungfrau werdende Gemahlin des Zeus, die Königin der Erde, von Kronos zwei Eier, welche sie auf seinen Befehl unter der Erde verbirgt, und das eine gibt dem Gewitterdrachen Typhon das Dasein. Die Gewitter aber dachte man sich von Westen aufsteigend, wie die Sonne von Osten.

Aus dieser Lichtpforte tritt nun im April die aus langem Winterschlaf erwachte Göttin Ostara uns hold entgegen, in der Hand das Ei als Symbol der Frühlingssonne, in dem alle Keime des Lebens und der Fruchtbarkeit enthalten sind. Der schwarze siebenjährige Winterhahn hat es gelegt; strahlend erhebt es sich im Osten und das ganze bisher gebundene Leben schlüpft aus und entfaltet sich. —

Die verfluchte Stelle.

Erzählung von Ilie Frapan.

(Fortsetzung)

Umbarzum schüttelt den Kopf zu Tigrans Liedern. Er ist aber betrübt, auch ihm ist es schwer und langweilig, aber er möchte lachen und die anderen lachen machen. Er schneidet eine Grimasse, deutet auf sein öldurchtränktes Haar, und neigt seine fettigen Hände und sagt:

Der Tschischlik*) schwimmt im Fett,
Und Umbarzum in Naphtha!
Bringt zu dem Fett Granaten,
Und fertig ist der Beaten!

Aber Tigran lächelt kaum zum Gelächter der übrigen. Er verzieht den Mund und entseanet schlagfertig:

Wie im Fette schwimmt der Tschischlik,
So schwimmt Umbarzum in Naphtha,
Aber lieblich duftet Tschischlik,
Aber widerig duftet Naphtha!

Und alles lacht nun über Umbarzum, der betroffen verstummt ist. — — —

Heiß und heißer werden die Tage. In der unbattenlosen, schuklosen Wüste glüht die Sonne auf den Sand, daß er die Füße der Arbeiter verbrennt, wenn sie sich je barsfuß hinein wagen würden.

Nicht immer kann man traurig sein. Die jungen Kräfte suchen nach Betäubung ihres Leides.

Man trinkt Brantwein, wie der Herr Verwalter mit den Klubherren Champagner trinkt. Dann schlägt das Gehirn um in blinde Wut gegen die Arbeitsgefährten: jeden Tag gibt es Streit. Einer verschwindet dann, — wo ist er geblieben?

Auch Unfälle gibt es jeden Tag unter der ungelübten, zusammengelaufenen, einander kaum verstehenden Arbeiterschaft. Verstümmelt sind die meisten, die Tigran sieht. An den Händen, denen Finger, an den Füßen, denen Beine fehlen, an Einarmigen und Einäugigen bemerkt er schauernd die Narben der quälend schweren Arbeit. Überall droht Gefahr für den Neuling.

Die verriegelten alten Bohrlöcher, die verlassen werden, liegen offen da unter einer unscheinbaren, weißlichen Decke. Aber wehe dem Fuß, der auf den hervorquellenden Schlamm gerät. Er versinkt darin, wie das Handwerkszeug versickert im losen, fettigen Sand. Reservoir mit tiefem Boden, Naphthaseen mit Wasser auf dem Grunde, das sich tief eingefressen hat, gähnen nach dem Unvorsichtigen zwischen den Arbeitsstätten, über die man zur Tag- wie zur Nachtschicht in die Bohrtürme gehen muß. Das elektrische Licht kommt doch nicht überall hin. Und in der Mähdigkeit — — —

Wo ist Mkrditsch geblieben? Niemand weiß etwas von ihm. Er ist verschluckt, verschwunden. Seine Gefährten stehen zusammen und fragen einander. Sie schütteln die Köpfe und gehen dann wieder, wenn der Pfiff ertönt, an ihre harte Arbeit.

Auch Tigran hält die Gabel mit schwermütig schläfrigen Augen. In seinem Kopfe summt es, und in seinem Ohr klingt es durch all das widerstrebende Getöse hindurch.

Daß ihn das Gehirn heut besonders gepackt hat, daran ist wohl der Lesghier schuld, Gassan, dessen Gabel den Dienst für immer hat versagen wollen. Gassan hat eine Braut daheim. Aber Chatun wird vielleicht einen anderen nehmen, wenn er so lange mit der Rückkehr zaudert. Das ist dem Lesghier plötzlich eingefallen, und darum hat er seine Gabel hingelegt. Gassan hat von seinem letzten Monatslohn einen silbernen Gürtel für Chatun gekauft; die Frau des Bohrmeisters, eine der wenigen Frauen hier in Balachani, hat ihn in Verwahrung, bis Gassan ihn seiner Braut bringen kann. Aber

warum nicht heute bringen oder morgen? Warum warten und immer warten? Und Gassan hat die Gabel hingelegt.

Aber da ist der Bohrmeister aufgefahren, hat völlig empört gerufen: „Was? Heimgehen? Fort! Nichts! Ein Schlosser sollst Du werden! Ich mache einen Schlosser aus ihm, und er will weglafen! Schämst Du Dich nicht? Dreißig Rubel im Monat wirst Du bekommen, dreißig Rubel! Schäm' Dich!“

Und Gassan schlägt die Augen nieder, er schämt sich wirklich. Dreißig Rubel im Monat! Der Meister sagt dreißig. Nun, er wird noch bleiben, wird dreißig Rubel verdienen, ein paar Monate lang, und dann heimgehen, ein Paar Ochsen kaufen, ein wohlhabender Bauer sein.

Er steht und grollt und will nicht, aber der Bohrmeister sieht schon, daß er doch will. „Weg-laufent! Schäm' Dich! Fort, an die Arbeit!“ Und Gassan nimmt mit wildem, haßerfülltem Miß die Arbeit wieder auf. Wenn der Meister es befehlt — was ist zu tun? — — —

Und die Winden kreischen, die Transmissionen schnarren, die Zahnräder schreien, die Dampfmaschinen ächzen, und hinter all dem nahen Lärm immer das Brüllen der Tropfenenergie. Tigran hat jetzt gesehen, wie die ist. In den aufsteigenden Dampf fällt durch einen schmalen Schlitz im Rohr, das darüber hängt, ein Tropfen Naphtha, ein Tropfen und wieder einer, und fort und fort ungezählte Tropfen, Tag und Nacht, und der Dampf empfängt den Tropfen und löst jeden auf in unendlich fein zerteilten Staub, der sich dem Dampfe mitteilt und ihn reizt. Und von dem Schlitzzerstäuber treibt die Dampfmaschine, es zischt der Dampf in den Röhren, und die Dampfmaschine treibt die Sturbeln, und die Sturbeln treiben die Zugstange und die Zugstange den langen, schweren Bohrschwengel, und der Bohrschwengel treibt die Kette, und die Kette treibt das Rad oben im Dach des Bohrturmes zwischen den Deckbalken, und das Rad treibt das andere Ende der Kette, und an dieser hängen abwechselnd das Schlag-eisen, oder die Slangen, oder die Stücke von neuen Röhren, die in das Loch eingelassen werden müssen. Ein paar Monate dauert oft diese Vorarbeit, bis die Naphtha gefaßt werden kann, sagt Umbarzum.

Jedes neue Rohrstück wird mit dem vorhergehenden, halb aus dem Boden hervorragenden vernietet, und die Hämmer der Schlosser sausen hell klickend und dumpf dröhnend auf die von den Gabeln festgehaltenen Eisen.

Solch ein Schlosser wird also auch Gassan werden. Und dreißig Rubel im Monat verdienen, und als wohlhabender Mann wird er zurückkehren in den Mut*) und Hochzeit halten. Glücklicher Gassan, denkt Tigran.

Aber wo ist denn Gassan? Warum ist er nicht unter den Männern der Nachtschicht, die dem Tigran und seinen Gefährten entgegenkommen? Sie sprechen laut durcheinander, trotz ihrer Mähdigkeit.

Wo ist Gassan geblieben?

Mit gerunzelter Stirn deutet einer über seine Schulter: „Dort!“

„Fortgelaufen?“ Tigrans Herz tut einen wilden Freundsprung.

„In der Ambulanz.“ Der Finstere schlägt mit der linken Hand wie mit einem Hammer auf sein rechtes Handgelenk. Mürrisch geht er weiter. Tigran versteht. . . . Sein Herz wird schwach, seine Knie zittern. . . .

Drinnen auf der Plattform zeigt einer auf die Blutspur. Sie ist schon eingetrocknet, vermengt mit dem schwarzen Fett der Erde.

Abends geht Tigran mit Umbarzum in die Ambulanzbaracke, in die sie den Verwundeten auf der Bahre getragen. Neugierig betrachtet er den schmalen, fliegenddurchstimmten Raum mit den zwei Reihen Betten. In jedem Bette liegt ein Verwundeter. Schmutzig und dumpf ist die Krankenbaracke, und wie Gespenster liegen die bleichen, abgemagerten Gestalten in ihren Betten. Für Gassan war kein Mann, man hat ihn auf dem Boden gebettet. Er liegt in schwerem Schlaf, auf den Waden eingetrocknete Tränen; — man hat ihm die rechte Hand abgenommen, sagt die Krankenschwester mit der weißen Schürze. „Sie war nichts mehr nützlich.“

Tigran bezieht seine eigene Hand, öffnet und ballt sie. Nichts mehr nützlich! Abgenommen! — — —

Der Arzt kommt aus einer kleinen Tür. Er ist blutig und blickt sie streng an.

„Was habt Ihr hier zu suchen? Fort! hinaus!“

Umbarzum gehorcht eifrig, er versteht ja russisch. Aber draußen macht er wieder Halt und zieht den widerwillig folgenden Tigran an ein niederes Fenster. Darinnen steht noch ein Arzt, und auf dem Tische, unter laufend fliegenden Fliegen, liegt ein nackter Toter. Der Arzt senkt das lange dünne Messer gegen die Brust des Leichnams.

Mit einem Schrei springt Tigran zurück. Schändet man sogar die Toten an diesem fürchterlichen Ort?

Die ganze Nacht ist ein böser, marternder Traum. Noch nie hat Tigran an den Tod gedacht. Und hier, an dem verfluchten Ort, lag er auf seiner Holzpritsche und zitterte vor dem Tod, die ganze lange Nacht und baute nach seiner Mutter, nach seinem Dorfe. Und die Klänge verdichteten sich zu Worten, und die Worte reihen sich aneinander. Und an anderen Tagen hat Tigran wieder ein Lied gesungen voll von Leid. Eintönig klingt das Lied:

Bitter ist das Wasser in der Fremde,
Bitter in der Fremde ist das Brot.
Säh' mich meine Mutter in der Fremde,
Meine Mutter weinte sich zu Tod!

Bitter ist die Arbeit in der Fremde,
Bitter ist der Schlaf in heißer Nacht;
Säh' mich meine Mutter in der Fremde
Meine Mutter weinte Tag und Nacht.

Bitter ist das Leben in der Fremde,
Bitter in der Fremde ist das Grab,
Känd' ein Grab ich in der bitteren Fremde
Meine Mutter folgte mir ins Grab.

Bitter lebt der Jäger in der Fremde,
Weiße Taube flattert frei umher, —
Säh' sie ihren Jäger in der Fremde —
Ihre Augen kenneten ihn nicht mehr.

Müß' ich hier in fremde Erde sinken,
Müß' ich sterben, unbeweint, vergessen,
Meine Mutter würde Essig trinken,
Meine Mutter würde Steine essen.

Tigran sog ein wenig Trost aus seinen eigenen Worten, aber die Kameraden wurden alle traurig. Schnell kannten sie das Lied, und Abend für Abend tönte es schweremutvoll und voller Zuversicht in langgezogener Klage um die Baracken:

Meine Mutter würde Essig trinken,
Meine Mutter würde Steine essen.

Und die Winden kreischen, die Zahnräder schreien, die Transmissionen schnarren, die Kommandorufe tönen: „Druck! — Los! — Druck! Los!“

„Druck!“ und der Transmissionsriemen läßt das Arbeitsrad sausen, das den Bohrapparat aus dem Loch hebt. „Los!“ und der Riemen wird auf das lose Rad geschoben, und das Schlageisen fällt. Tag für Tag und Nacht

*) Fleischstückchen, die, an Spießchen aufgereiht, über Kohlen gebraten werden.

*) Bergdorf der Tscherkessen und Lesghier.

für Nacht. Statt Hossan steht ein anderer da, sonst ist alles dasselbe. Rauer Getöse, Hast, Spannung und Langerweile zugleich. Tigran steht, hält die Gabel und träumt mit offenen Augen. Nun sind im Dorj die Granatäpfel reif, nun pflücken die Minder überall die sauren, die wilden, die lauter Zast und Erquickung sind. Und er sieht sie vor sich, die herrliche sonnen-gerötete Frucht, am tief herabhängenden zarten Zweig; aufgesprungen ist sie vor süßiger Reife, triefend aus dem tiefen Kreuzschnitt; an seinen Lippen fühlt Tigran ihren blutigen roten Lebens-jaft.

Er wird unruhig.

„Wenn ich nur dorthin könnte! Einmal den verdorrten Mund pressen auf einen wilden Granatapfel! Einmal das Heimweh kühlen mit der labenden Frucht! Ambarzum muß helfen, ein wenig Geld für mich borgen, daß ich heim kam — dort- hin —“

Tigran steht und träumt von den blutenden Granaten.

Niemals geht der Betrieb glatt, jeden Tag geschieht etwas lästig Hemmendes, Verzögerndes, irgendein unerwartetes Hindernis stellt sich ein. Eine Stange bricht, und das ganze Gestänge versinkt in die Tiefe. Ein Sandpfropfen bildet sich, füllt das ganze Loch, hemmt die ganze Arbeit. Heut' ist wieder etwas Besonderes im Bohrturm Nummer siebenund- fünfzig, wo Tigran in Arbeit steht.

Die Mähre sitzt fest in der Tiefe des Loches im Schacht, läßt sich nicht tiefer bringen. Es ist, als ob der Dämon da unten, des ewigen Lärms, der ewigen Verlästigungen müde, das ganze Mährensystem nun einmal festhielte mit ehernen Fäusten und sich's nicht wollte weiter gefallen lassen, dies Wühlen in dem Bauch der Erde.

Ein neues Rohrstück ist auf- genietet worden, nachdem man den gelockerten Boden mit der Erdpumpe aufgeholt, ausge- schöpft; die Mähre*), in denen das Rohr hängt, sind aneinander geschraubt, um die Mähren hinab- lassen zu können. Aber nichts rührt sich, die Mähre sitzt fest. Kein Hebel vermag sie hinabzusetzen, Hebel und Hebelwinde — alles ist schon verunmöglicht worden. Unbeweg- lich straffen sich die Ketten aus dem Gipfel des Bohrturmes bis in den Schacht, bis zu den Mähren. Ratlos, untätig, ab- wartend stehen die Arbeiter auf der Platt- form, hocken auf den Gerüsten und Leitern mit ihren Gabeln.

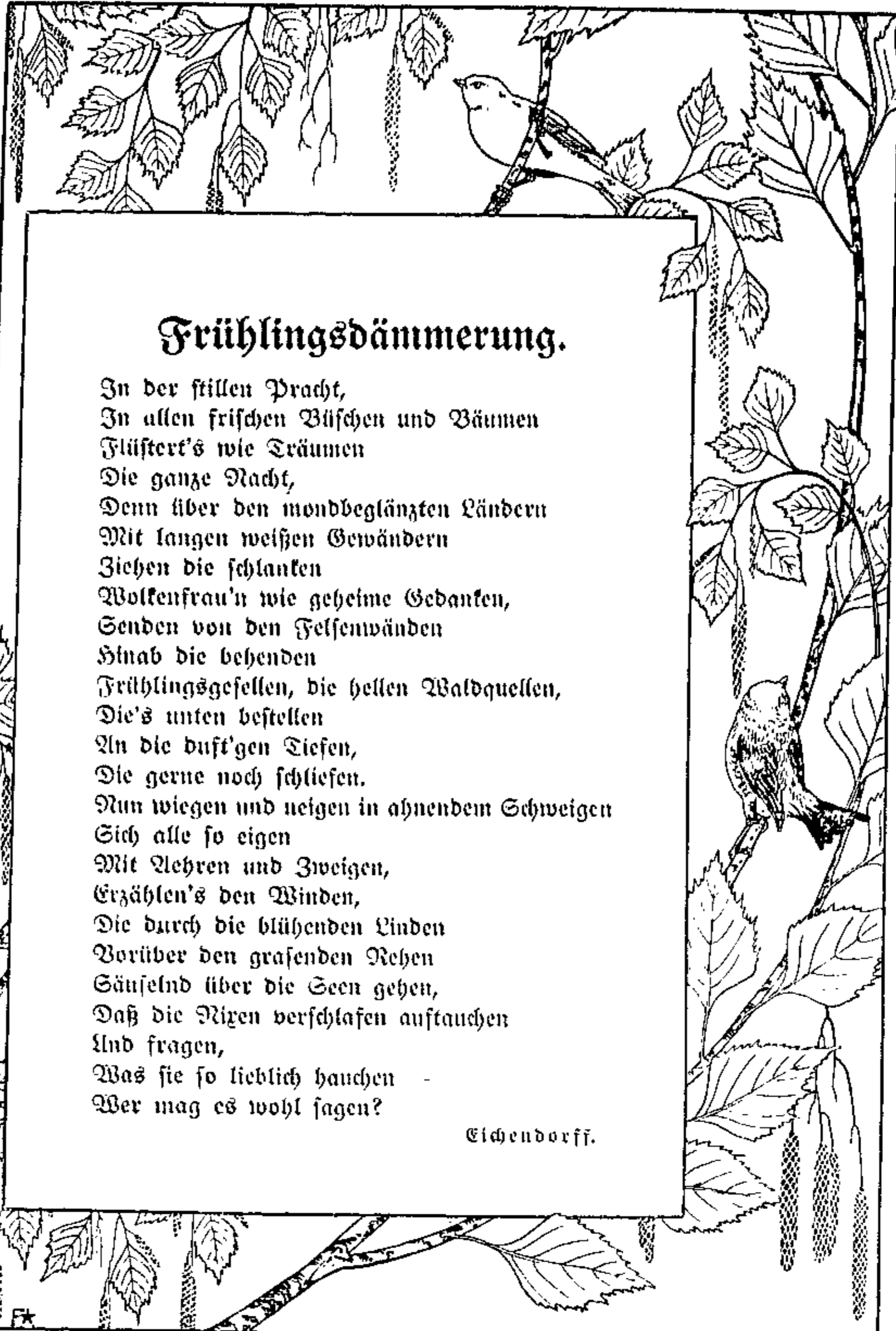
Zu Loche rollt und großt es; der Miese in der Tiefe wettert im Zorn gegen die Zwerge, die auf neue Listen sinnen, damit das endlose Auf- und Niedersteigen von neuem beginne. Geht es nicht tiefer hinab, so muß eben das ganze Mährensystem wieder aufgeholt werden. Die Ketten müssen an den Mähren befestigt und oben eingehängt werden, mit Gewalt muß man dem Dämon der Tiefe den Raub entreißen.

Aber der Kampf ist gefährlich. Der viele Hundert Zentner schwere Mährenapparat, wenn er sich aus der Tiefe löswirrt in seiner ganzen

*) Ringförmige Handhaben, auch Mähren- bündel genannt.

ungetragenen Masse — wer weiß, was er mit- reißt, was er mit heruntersegt! Wer weiß, ob die Plattform, ob das Gebälk nicht zerbricht wie ein Schneckenhaus, wenn der Miese von unten gegen die Eindringlinge drückt? Wer weiß, ob die straff zum Zerreißen gespannte Kette die vielfache Last trägt, ob ihre Glieder nicht aneinander weichen und im jähen Herum- schüttern alles zerquetschen oder unheilvoll die halb gehobene Last vernichtend wieder hinab- stürzen.

Einer ist zum Bohrmeister gelaufen; der Bohrmeister hat noch geschwind seine Pfeife ausgeraucht — in der Nähe der Arbeitsstätten darf niemand rauchen — und ist dann gleich gekommen.



Frühlingsdämmerung.

In der stillen Pracht,
In allen frischen Büschen und Bäumen
Flüstert's wie Träumen
Die ganze Nacht,
Denn über den mondbeglänzten Ländern
Mit langen weißen Gewändern
Ziehen die schlanken
Wolkenfrau'n wie geheime Gedanken,
Senden von den Felsenhängen
Knab die behenden
Frühlingsgesellen, die hellen Waldquellen,
Die's unten bestellen
An die duft'gen Tiefen,
Die gerne noch schliefen.
Nun wiegen und neigen in ahnendem Schweigen
Sich alle so eigen
Mit Aehren und Zweigen,
Erzählen's den Winden,
Die durch die blühenden Linden
Vorüber den grasenden Rehen
Säuselnd über die Seen gehen,
Daß die Nixen verschlafen austauschen
Und fragen,
Was sie so lieblich hauchen —
Wer mag es wohl sagen?

Eichendorff.

Er ist im Maschinenanbau, steht neben dem Maschinisten, kommandiert: „Dampf!“

Rührt sich etwas? Geht nicht ein Klirren durch die Glieder der Kette? Im Brettergebälk des Bohrturmes stöhnt es, ein unheilver- kündendes Knistern und Krachen. Wird die gewaltige Hebekraft des Dampfes Sieger bleiben?

Alles flieht auf einmal. Alles stürzt hin- aus aus den weiten Türen vor dem donner- den Krachen und Knarren, das aus der Tiefe und der Höhe zugleich kommt.

„Druck!“

„Los!“

Was wird nun kommen?

Der Bohrmeister im Maschinenschuppen schreibt: „Mehr Dampf! Druck!“

Die Maschine senkt tief, stöhnt um Er- barmen. Keine Bewegung.

Nach Tigran ist hinausgelaufen, so gut wie die übrigen. Das unheimliche Getöse hat ihn erschreckt. Er weiß nicht recht, warum alle so gespannt und atemlos starren. Aber er starrt auch, er ist neugierig, was denn so Zu- bares vor sich geben kann da drinnen. Der Ar- beiter an der Winde ist da wie immer, der Bohrmeister bei der Maschine spricht heftig:

„nein, so weit wie die übrigen wird Tigran nicht wegläufen. Der Türöffnung nahe bleibt er stehen, die Plattform, die Kette will er im Auge behalten, will sehen, was geschieht, wenn der Miese da unten seinen Raub wieder herge- raucht. Und mit angehaltenem Atem und vor- gestrecktem Kopf, zwischen Grauen und Genuß der Erwartung, mit geöffneten Lippen lächelt er.

„Volldampf!“ schreit der Bohrmeister, und da ihm der Maschinist nicht schnell genug antwortet, springt er selbst an den Dampf- regulator und gibt: „Volldampf! Druck!“

Die Maschine brüllt, die Transmissionen gleiten wirtungs- los über das Rad, und — plötz- lich ein ungeheurer Strach und Knall, ein Brechen und Stürzen und Splintern, ein Beben des Bodens, und in dem allen ein menschlicher, schneidender und doch so schwacher Todessehrei, von dem das Getöse erbarmungslos ver- schlingt, wie die schwarz empor- wirbelnde Staubwolke plötzlich das blendende Tageslicht ver- schlungen hat.

Ein vielstimmiges Getöse geht über den Platz. Keiner wagt den Fuß zu bewegen von der Stelle, auf der er steht und die doch unter ihm zu wanken scheint. Keiner sieht, was geschieht, keiner sieht den anderen, bang in der plötzlichen Nacht stehen sie, wie leblos.

Und überschüttet mit Sand und Staub, mit fast erblindenden Augen, mit fast erblindem Gehör, finden sie sich allmählich wieder, finden allmählich, was das Dunkel sich verzieht, daß die Erde noch steht, daß der Bohrturm noch steht, daß sie jetzt noch leben.

Was ist denn geschehen?

Die Mähren sind gehe- ren, die Kette hat ausgehalten, das Dach nur ist in Trümmer zer- gangen; das über seine Kraft be- schwerte Rad im Gipfel des Bohrturmes hat die Balken zer-

schlagen und ist heruntergestürzt. Weret nichts. Nur Verwüstung.

Oder noch etwas?

Noch etwas?

Dort unter dem einen mit Schlen- dergewalt aus der Türöffnung hervorgestürzten Balken, im Staub und Erdspech, liegt eine quetschte, blutige Masse, und die Masse an einem unverletzten menschlichen Kopf, vor dem weißem, fürchterlichen Sterblich- blick der Arbeiter, der ihn gefunden, entsetzt auf die Seite sprun- gen. Eben noch stand er ja — beugte sich vor, um zu sehen — lächelte gespannt sein kind- lich schwermütiges Lächeln, und nun —

Wo ist er nun?

Tigran? — —

War das einmal Tigran? — — (Zugung fort)